

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 5.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Wanda fühlte daher den Beruf, den Fritz aus dem Banne des abscheulichen Geschäftsgesprächs zu retten, und ergriff seelensfroh die Gelegenheit, als sich die Herren erhoben, gleichfalls von ihrem nur sehr unruhig behaupteten Sitze aufzuspringen und auszurufen: „Kommen Sie, Fritz, jetzt will ich Ihnen unjern Garten zeigen. Nicht wahr, Papa, du erlaubst? Die Frau Doktor kann ja nachkommen.“

Und ehe Herr Alster, der im Augenblick garnicht aufgelegt war, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, Zeit zur Antwort gehabt, hatte Wanda den Fritz, den sie recht Schwesterlich bei der Hand genommen, zur Thür hinausgezogen, und zwei Menschen sehr entrüstet über ihr Benehmen zurückgelassen — die Frau Doktor Winter und den Herrn Referendar Doktor Wichtel.

„In der That ein merkwürdiger Cavalier, den sich da Ihr Fräulein Tochter anerkoren hat! Der junge Mann befindet sich unfernein gegenüber entschieden im Vortheil, — seine Stellung in der Welt, sein Bildungsgrad, seine Art, sich zu benehmen, schließen die Konkurrenz aus!“ bemerkte der Referendar malitiös, als sich die Thür geschlossen hatte.

„Wollte Gott, unsre Wanda hätte diesen jungen Menschen garnicht wiedergeesehen!“ seufzte die Frau Doktor Winter. „Solcher Umgang kann für ein Mädchen von Bildung und Familie wirklich zu nichts Gutem führen.“

„Ach, was, Familie und Umgang!“ antwortete Herr Alster brummend. „Einmal und nicht sobald wieder, — wollen schon dafür sorgen! Sehen Sie nur nach, liebe Winter, wo die beiden stecken, und behandeln Sie den Fritz Lauter wohlwollend, aber kühl. Er mag mit Ihnen und Wanda im Gartenhaus die Nachmittagschokolade nehmen, dann mag er in Gottes Namen wieder nach der Langenholzgasse wandern.“

Wie Herr Alster gesagt, so geschah es. Wanda hatte kaum Zeit gehabt, dem Fritz mitzuthellen, daß die Frau Doktor Winter und der Papa es für sehr unpassend gehalten, daß sie ihn neulich mit Du angeredet, und daß sie hätte versprechen müssen, es nicht wieder zu thun, als auch schon Frau Doktor Winter am Horizont auftauchte, um sich trotz Wanda's eifrigstem Bestreben absolut nicht mehr abschütteln zu lassen. Wanda mochte in den weitausgedehnten Garten- und Parkanlagen mit Fritz promeniren, wo sie wollte, rasch oder langsam gehn, im lauschigen Buschwinkel auf einer Gartenbank sich niederlassen, oder ihr getreues Grauchen, das Rossesstelle bei ihrer Parkequipage versah, vorführen, immer leuchte die dicke Frau Doktor Winter hinterdrein und nahm theil an

jedem Gespräch, es so langweilig als möglich gestaltend und Wanda und Fritz alle Freunde an einander und an dem wunderschönen Park und dem prächtigen Sonntagswetter verderbend.

So kam es, daß es Fritz wie eine Befreiung erschien, als ihm Wanda, nachdem auch die Chokolade überstanden war, die Erlaubniß gab, sich zurückzuziehen.

Am Ausgange des Gartens hatte ihn aber, garnicht zu seinem Vergnügen, der gemüthliche August in Beschlag genommen, um ihn noch einmal zu Herrn Alster zu führen, der, wie August erklärte, so gnädig sein wollte, mit ihm noch ein paar Worte zu sprechen. Der Doktor Zuri wäre nicht mehr da, versicherte August wie zur Beruhigung, und wenn der fort wäre, wäre der gnädige Herr noch weit „vernünftiger“, als sonst.

Vernünftig mochte denn der Herr Alster auch sein, aber besonders liebenswürdig und freundlich war er, nach Fritzens Meinung, jedenfalls nicht.

Er empfing den Fritz allerdings huldvoll, wie ein Fürst einen unterthänigsten Knecht, oder, besser, wie ein Kommerzienrath den jüngsten Lehrling in seinem Geschäft, der ihm etwa eine verlorne Brieftasche mit hundert Thalern Inhalt wiedergebracht hat. Er klopfte ihn auf die Schulter, nannte ihn einen auch um seine Mitmenschen bekümmerten, braven Jungen, wie man sie heutzutage im Arbeiterstande nicht oft trafe, lud ihn ein, im November desselben Jahres einmal wiederzukommen, da gäbe er, der Herr Alster, seiner Dienerschaft alljährlich ein Fest, da könne Fritz ja theilnehmen, trug ihm dann einen schönen Gruß an seine gute Frau Mutter auf und wollte ihm schließlich mit einer verabschiedenden Handbewegung einen Beinhalterschein als Belohnung dafür, daß er Wanda zuhülfe gekommen sei, in die Hand drücken.

Fritz war dunkelroth geworden in bitterster Beschämung. Er zog die Hand zurück, nach der Herr Alster gegriffen, als ob ihm dieser glühendes Eisen hätte hineinlegen wollen. Dann stammelte er einige Worte — er wußte selbst nicht was — und lief mehr, als er ging, zur Thür hinaus und die Treppe hinab, bei dem gemüthlichen August mit kurzem Gruß vorüber, auf die StraÙe.

So war es denn dem Fritz Lauter zum erstenmal in seinem Leben eindringlich genug zu Gemüthe geführt worden, daß er nur ein Arbeiter war, — ein den reichen, höhergebildeten Leuten nicht ebenbürtiger Mensch den man zur Verrichtung einer bestimmten, selbstverständlich wirklich oder vermeintlich niederen Arbeit recht gut brauchen kann, zu dem man sich, wenn er sich

gelegentlich einmal besonders „brav“ erweist, auch auf einen Augenblick in Freundlichkeit herabläßt, aber nur um ihn gleich darauf möglichst fühlbar mit der Nase auf die Barriere zu stoßen, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm scheidet.

Diese Demüthigung, gerade an diesem Ort erfahren, wo ihm zuerst Wanda's herzgewinnende Freundlichkeit entgegengelacht, hatte unsern Fritz niedergeschlagen und ihm wochenlang die gute Laune geraubt. Aber sie hatte in ihm auch das Verlangen von neuem angestachelt, zu erforschen, ob es denn nicht möglich sei, sich über jene Barriere hinüberzuschwingen.

Dabei schien ihm das eine klar: es bedurfte vor allem einer bedeutenden Geistesbildung, um die Aussicht zu gewinnen, sich aus seinen beschränkten Lebensverhältnissen in minder beschränkte emporzuschwingen.

Wie und auf welchem Wege diese erringen? An einen Lehrer konnte er nicht denken. Seine Mittel erlaubten ihm, zu leben und seine Mutter zu unterstützen, aber mehr auch nicht. Er war also auf Alleinarbeiten, Selbststudiren angewiesen. Wo da anfangen? Sollte er dort anknüpfen, wo er bei seinem Abgange vom Gymnasium aufgehört? Gewiß, es schien ihm nichts andres übrig zu bleiben.

Die Einbildung, er werde nun in seiner Eigenschaft als Seher, in Ausübung seines Berufes, spielend lernen, — die Worte, die er setzte, zu seinem geistigen Eigentum machen und damit ein hochgebildeter Mann werden können, — war ja längst dahin. Was er zu setzen bekommen hatte, war allermeist nicht werth, gelernt zu werden. Was konnten seinem Wissensdurst leicht hingeschriebene Tagesnachrichten, witz- und sensationshafte belletristische Krimstränge und erbauliches Gesalbader pfäffischer Schönredner und Schönschreiber frommen? Und was half es ihm auch, wenn er ausnahmsweise einmal ein wirklich werthvolles, wissenschaftliches Werk zu setzen erhalten hatte? Konzentrierte er sein Denkvermögen auf den Sinn seines Satzes, so setzte er bestimmt Fehler über Fehler, und wenn er sich auch aus den dadurch nöthigwerdenden Korrekturen nichts gemacht hätte, so konnte er sich doch nicht verheimmlichen, daß ihn sehr häufig das Verständniß im Stiche ließ, daß er sogar fast nie dasjenige, was er auf diese Weise hätte lernen können, in die unbedingt nöthige Verknüpfung mit jenem, das er bereits wußte, zu bringen vermochte. Er mußte also in seinen Mußestunden ganz systematisch studiren, das sah er ein, und unverzüglich ging er an's Werk. Dabei war er aber immer niedergeschlagener und erbitterter geworden, bis zu jenem Tage, an welchem der schlaue Kollege Därmig hinter den greifbarsten Theil seines Geheimnisses gekommen war.

* * *

Das Restaurant Weinhold, das eleganteste in P., pflegte in den Herbst- und Wintermonaten allabendlich von der sogenannten besten Gesellschaft der Universitätsstadt zahlreich besucht zu werden.

Aber erst wenn das nahegelegene Theater, in dem nur von Oktober bis Mai, dann aber täglich, gespielt wurde, geschlossen war — gewöhnlich zwischen 9 und 10 Uhr abends — füllten sich die ziemlich geräumigen Lokalitäten; vorher sah man meist nur eine kleine Anzahl von Stammgästen mit staunenswerther Ausdauer ihre strategisch wichtigen Punkte besetzt halten, d. h. jene Winkel und Nischen, von denen man das ganze Lokal zu überschauen vermag, und deren Wände denen, die sie okkupirt haben, nach zwei oder gar drei Himmelsrichtungen den Rücken decken.

Und heut, um 8 Uhr abends, am 10. Oktober, ist es im Restaurant Weinhold nicht anders als alle Tage. In dem einen Winkel, links vom Eingange, sitzt ein halbes Duzend Herren verschiedenen Alters, in zwangloser Weise plaudernd und trinkend, was jedem behagt: bayrisch oder pilsner Bier, rothen oder weißen Wein; während in dem andern Winkel, diesem diagonal gegenüber, nur zwei Herren ungefähr gleichen, mittleren Alters gemeinsam eine Flasche alten Ungarweins trinken und sich dabei gegenseitig nach Kräften zu langweilen scheinen.

„Dir merkt man heut übrigens nicht an, daß du eine gewisse Berühmtheit als Gesellschafter genießest, Schweder,“ gähnte der eine der Herren nach langer Gesprächspause, während deren er sich damit beschäftigt hatte, den Rauch seiner Cigarette in konzentrischen Ringen in die Luft zu blasen.

„Ich treibe soeben Politik und Nationalökonomie,“ erwiderte der andere, von einer Zeitung aufschauend, die vor ihm auf dem Tische lag, und zwar so zusammengeschlagen, wie sie der Kellner vor einer halben Stunde gebracht hatte.

Der erste lächelte. „Das Annoncenblatt der Landeszeitung ist ein recht geeignetes Hilfsmittel für diese Studien.“

„Gewiß,“ bestätigte Herr Schweder ernsthaft. „Man muß so eine Seite Annoncen nur zu lesen verstehen. Zum Beispiel: welche nationalökonomische Perspektiven eröffnet sich einem sachverständigen Auge beim Durchlesen dieses Inserates hier, welches die Versicherung gibt, daß die Herren Alster, Justizrath Wichtel nebst ungenannten Genossen eine Eisenbahnwaggonfabrik errichten wollen, welche die ausländische Konkurrenz auf diesem Gebiete aus dem Felde zu schlagen bestimmt ist.“

Herr Schweder mußte ein für seinen Freund überaus interessantes Thema berührt haben, denn aus dem Gesichte des andern Herrn war mit einemmale die Langeweile geschwunden. „Mensch, du bist nicht recht gescheit,“ sagte er, hörbar erregt, und griff nach dem Zeitungsblatt: „Alster und Wichtel werden doch nicht daran denken —“ Seine Blicke waren auf die fragliche Ankündigung gefallen.

Schweder sah ihn lächelnd und scharf an: „Ich wußte allerdings, lieber Senkbeil, daß du als Industrieller ein reges Interesse an nationalökonomischen Fragen hast, aber daß dich die für die ausländische Konkurrenzindustrie allerdings niederschmetternde Nachricht so ungemein lebhaft interessiren möchte, hätte ich wirklich nicht vermuthet.“

Der mit dem Namen Senkbeil angeredete Herr hatte das Inserat zum zweiten- und drittenmal überflogen. Es interessirte ihn nicht bloß, es regte ihn offenbar in hohem Maße auf, was er da las. „Das hatte grade noch gefehlt!“ brach er endlich los, nur mit Mühe seine Erregung mäßigend und seine Stimme dämpfend. „Die ausländische Konkurrenz preißt auf die Alster und Genossen. Aber ich, ich —!“

Herr Schweder affektirte wohl nur sein Erstaunen: „Du — du? Ich begreife nicht, — dein solidfundirtes Geschäft hat doch auch keine Konkurrenz zu fürchten.“

„Das verstehst du nicht, Schweder, — ich versichere dich, das verstehst du nicht. Du mit deinen zweitausend Thalern Rente hast dich den Teufel um die Chancen des Industriemarktes, um die auch für das solidest angelegte Geschäft oft ganz unüberwindlichen Schwierigkeiten der Konkurrenz gekümmert, — ich aber habe schon seit Jahren darunter zu leiden gehabt. Die Konkurrenz hat mich gezwungen, mein Geschäft auf einen größeren Fuß zu stellen, als mir meine eigenen Mittel erlaubten, — du bist mein Freund, Schweder, und du weißt ja im Grunde schon so ziemlich, wie ich stehe, wenn es dir jetzt auch beliebt, so verwundert zu thun, — ich bin abhängig von Leuten, die, wenn sie mich langsam abschlachten, ein besseres Geschäft machen, als wenn sie mir redlich unter die Arme greifen.“

„Du vergiffest das gute Herz besagter guten Freunde,“ schaltete Herr Schweder ein.

Herr Senkbeil runzelte unwillig die Stirn. „Mach' keine Witze, Schweder, nur jetzt nicht, — ich bitte dich. Mir ist zweifelhaft ernst zu Muth, und ich sage dir, auf die Ehrenpflicht hin, zu schweigen, wie es solche Vertrauensmittheilungen verlangen können, daß ich zugrunde gerichtet bin, wenn Alster und Wichtel eine ‚Fabrik für Eisenbahnbedarf‘ errichten.“

„Sie werden es thun, lieber Senkbeil, da ist kein Zweifel; zum Späße erläßt man nicht solche hochtrabende Ankündigungen, wie diese, an der ich die vielgewandte Feder des eleganten Hochschwerenöthers Wichtel junior erkenne.“

„Du hast recht, es ist kein Zweifel, — und es ist auch kein Zweifel, daß ich die Bude schließen kann, wenn ich nicht haben will, daß sie mir andere schließen!“

„Aber warum denn eigentlich?“

„Weil ich mir jetzt seit einem halben Jahre die erdenklichste und aufreibendste Mühe gegeben habe, so große Bestellungen zu erhalten, wie sie die Anlagen meines Geschäfts erheischen; weil ich mich endlich zu der Hoffnung berechtigt sah, es würden mir von der Eisenbahngesellschaft, bei der Alster, Wichtel und Konsorten in Verwaltungsrath sitzen, die Herstellung des größten Theils ihres Bedarfs an Eisenbahnfahrzeugen übertragen werden, und weil diese Hoffnung vernichtet und dann jede Aussicht auf entsprechend große Bestellungen geschwunden ist, wenn die nimmer-satten Patrone Alster und Wichtel selbst eine solche Fabrik errichten.“

„Um,“ machte Herr Schweder, „das ist freilich schlimm genug. Indessen, warst du denn garnicht auf diesen Schlag vorbereitet?“

„Nicht im mindesten. Neulich hörte ich von einer Andeutung, welche Alster — der von den Betheiligten wohl noch am wenigsten

schweigen kann — fallen gelassen haben soll. Ich hielt die Sache für sehr unwahrscheinlich, weil ich nicht weiß, woher der Alster, trotz seiner Vielgeschäftigkeit und seines notorischen Reichthums auch noch die Zeit und das Geld zu einem solchen Unternehmen nehmen soll. Aber ich fragte doch gelegentlich den jungen Wichtel, von dem man ja weiß, daß er Alsters rechte Hand ist. Der lachte und sagte, schon aus Respekt vor meinen Leistungen würde Alster sich hüten, ein industrielles Gebiet zu betreten, auf dem er ganz und garnicht zuhause sei. Der Kerl hat mich offenbar verhöhnt, und ich will ihm sagen, was ich von solcher Perfidie halte, ich —

„Werde sehr wohl thun,“ fiel Herr Schweder seinem Freunde in's Wort, „so ruhig als möglich wenigstens zu scheinen dieser Hiobspost gegenüber. Wichtel junior würde sich nur noch mehr schadenfreuen. Sieh lieber zu, wie du dich mit der Thatsache jener Fabrikgründung abzufinden vermagst!“

„Abfinden!“ seufzte Herr Senfheil, indem er sein großes Ungarweinglas mit einem Zuge leerte. „Abfinden — abtreten vom Schauplatz mit Verlust eines respektablen Vermögens, alles dessen was meine Frau in die Ehe gebracht hat, und der zehnbis fünfzehntausend Thaler, welche ich selbst besessen habe, dazu.“

„Na, na,“ beruhigte Herr Schweder, den die ganze Sache sehr kalt zu lassen schien, „so schlimm wird es nicht sein. Ein geheimer Mensch läßt sich vom Unglück nicht so leicht werfen, und wird er geworfen, so sucht er es zu machen wie die Katzen, er fällt auf die Beine und steht dann unverfehrt wieder auf.“

„Wenn jedes deiner Trostworte ein Tausendthalersehein wäre, Schweder, so wäre mir auch noch lange nicht geholfen.“

„Mein guter Rath wird dir vielleicht besser munden, als mein Trost, und mehr werth sein, als ein Vermögen, — wenn du ihn nämlich hören willst.“

Herr Senfheil lächelte in schmerzlichem Unglauben: „Bitte, recht gern!“

Schweder richtete seine kräftige Figur im Stuhle hoch auf und betrachtete den Freund ruhig und überlegen. Dann sagte er: „Die Seele des Unternehmens — soweit der Geldsack die Seele sein kann — ist Alster, — nicht wahr?“

„Unzweifelhaft — Alster!“

„Eh bien! Verkaufe ihm deine Fabrik und laß dich von der Gesellschaft Alster, Wichtel und Kompagnie als erster technischer Direktor mit zehntausend Thalern Gehalt anstellen!“

Herr Senfheil wollte reden, aber der Mund blieb ihm vor Erstaunen weit offenstehen. Sprachlos starrte er seinen Freund eine Weile an. Endlich sagte er: „Ich glaube, du treibst doch mit mir Possen, Schweder. Alster und Wichtel werden sich hüten, meine Fabrik zu kaufen, deren Konkurrenz ihnen gleichgültig sein kann, sobald sie die Lieferungen für ihre Bahn in der Tasche haben. Und mich als technischen Direktor anstellen, wäre eine noch größere Narrheit, denn daß ich kein Techniker bin, weiß alle Welt und habe ich zu meinem Schaden selber oft genug gemerkt.“

„Es geschehen viele Narrheiten in der Welt,“ meinte Herr Schweder, ruhig wie zuvor. „Wenn Alster nun partout darauf verfaßt ist, deine Fabrik zu kaufen, wer will ihn daran hindern? Und der erste Direktor eines großen Industrie-Etablissements braucht sich um die Kleinigkeiten des technischen Betriebes nicht zu kümmern, wenn er nur die Organisation des Ganzen zu beherrschend versteht, die Konjunkturen des Rohstoff- und Waarenmarktes berechnen kann und sein Geschäft stets auf der Höhe seines Fabrikationszweiges erhält. Für das Uebrige haben Subalterne zu sorgen.“

„Sehr gut gesagt,“ seufzte Herr Senfheil wieder. „Ich würde natürlich sofort auf solch eine Proposition eingehen, aber es denkt natürlich kein Mensch daran, sie mir zu machen.“

Herr Schweder legte seinem in Bedrängniß und Sorge befindlichen Freunde wohlwollend die Hand auf die Schulter. „Was gibst du, lieber Senfheil, wenn ich die Geschichte arrangire? Du weißt, ich habe schon manches fertig gebracht, worüber sich der Philisterverstand nicht genug verwundern konnte, und ich bin bereit, dir zu helfen, wenn du mir dafür erkenntlich sein willst.“

„Im Ernst gesprochen?“ fragte Senfheil.

„Ebenso ernst als deutlich, lieber Freund.“

Herr Senfheil mußte seinem Freunde wirklich viel Zutrauen schenken, denn als er jetzt wieder laut aufseufzte, klang es wie ein Seufzer der Erleichterung. „Ich nehme deinen Beistand mit Vergnügen an und sichere dir für den Fall, daß der Plan, dessen glückliche Ausführung mir sehr schwierig scheint, gelingt, ein Spesenpauschale von — nun, von dreitausend Thalern zu!“

Schweder nickte befriedigt. „Du bist ein nobler Kerl, Senfheil. Prosit! Stoßen wir an auf fröhliches Gelingen; ich brauche trotz meiner leidlichen Rente immer und ewig Geld, und will schon dafür sorgen, daß ich's mir hierbei redlich verdiene.“

„Aber du kannst mir jedenfalls andeuten, wie?“

Schweder wollte eben abwehrend antworten, da ging die Thür auf und es trat ein Herr ein, der nach dem Tische, an dem die beiden Freunde saßen, höflich hinübergrüßte.

„Sieh da, der Baumeister Waldstein!“ sagte Schweder.

Der Neueingetretene gehörte zu den Stammgästen am Winkelstisch schräg gegenüber; dort wurde er lustig und geräuschvoll begrüßt.

„Ah, Baumeister, gut, daß sie kommen!“ rief der eine der schon seit längerer Zeit anwesenden Herren. „Sie werden näheres wissen über die Neuigkeit des Tages, über die projektierte alster-wichtelsche Fabrikgründung, — nicht wahr?“

„Alster-wichtelsche Fabrikgründung? Nicht eine Silbe, Herr Gerichtsrath, nicht eine Silbe. Was für eine Fabrik wollen denn die Herren gründen?“

„Eine Fabrik für Eisenbahnbedarf in großem Stile, um, wie es in der Ankündigung heißt, die Konkurrenz des Auslandes todt zu machen!“

„Magna voluisse sat est, — es ist schon sehr anerkennenswerth, daß Leute, die so klein angefangen haben, wie der Herr Alster, schließlich so hoch hinauszukommen,“ bemerkte satirisch ein ältlicher Herr mit Glase und großer, goldner Brille.

„Anerkennenswerth oder nicht, Herr Professor,“ entgegnete der Baumeister; „mir kann's lieb sein, wenn es kein Scherz von den Herren ist; Alster und Wichtel werden meinen Rath als Sachverständige für technische Anlagen gebrauchen können, werden Fabrikgebäude zu bauen oder umzubauen haben u. s. w., — da blüht also mein Weizen.“

„Geben Sie eine Bowle, Baumeister, wenn wir Ihnen beweisen, daß die Sache richtig ist?“ rief ein junger Herr mit langem, blonden Schnauzbart, der sich mitunter vergebliche Mühe gab, ein sogenanntes Monocle, ein nur für ein einziges Auge bestimmtes Brillenfragment, zwischen Augenbrauen und Nasenwand festeingeklemmt zu erhalten.

„Ah, sieh da, der Herr Lieutenant! Hätte Sie beinahe garnicht erkannt. Sehen in Civil so — so sonderbar aus.“

„So wie jemand, der als Botschafter für einen Baumwollenkönig in die Welt hinausgeht, um jebermänniglich zu verkünden, daß bei Epstein selig Sohne die beste und billigste Waare unter der Sonne zu finden ist,“ spottete der Professor.

„Pfui Teufel, Papa!“ entgegnete indignirt der Herr Lieutenant, der ursprünglich dazu bestimmt gewesen war, in die Fußstapfen seines gelehrten Vaters zu treten, nachdem er aber als Reserve-Lieutenant den Krieg mitgemacht, vorgezogen hatte, durch den Uebertritt zur Linie eine weniger geistesanstrengende Laufbahn einzuschlagen. „Pfui Teufel, Papa, das ist ja ein abominabler Vergleich, — müßte dich fordern, wenn du nicht das Glück hättest, mein Erzeuger zu sein, — auf Ehre, meine Herren!“

Die Herren lachten. „Um Gotteswillen, reizen wir den Löwen nicht. Sie sehen aus wie der Kriegsgott selber, wie Mars im Frack,“ beruhigten sie den entrüsteten Krieger.

Dieser lachte auch. „Aber ohne Bowle,“ sagte er, „kommt der Baumeister nicht davon. Der hat einen Verdienst von etlichen tausend Thälernchen so gut wie in der Tasche, da die Herr. u. Alster und Wichtel eine große Fabrik bauen, — davon muß er uns heute auf Abschlag etwas mitzugenießen geben.“

„Nun, da ich meiner Sache sicher bin,“ erwiderte der Baumeister, der sich vom Kellner das Zeitungsblatt hatte geben lassen, „auch insofern, als ich weiß, daß mir, als dem Freund des wichtelschen Hauses, der Auftrag, das Etablissement einzurichten, nicht entgehen kann, so soll es mir ein Vergnügen machen, wenn die Herren mit mir ein Glas auf gutes Baumeisterglied trinken wollen. — Franz,“ wandte er sich an den Kellner, „die große Bowle, halb roth, halb weiß, — aber bleiben Sie uns vom Leibe mit jedem sonstigen Gemengsel!“ —

Die Herren Senfheil und Schweder hatten jedes Wort von der Unterhaltung am andern Ende des Restaurationslokals verstanden können.

„Nicht übel,“ seufzte jetzt Herr Senfheil, der heut aus dem Seufzen garnicht herauskam, obgleich er nichts weniger als sentimental angelegt war; „der gibt schon eine Bowle darauf, daß er die Fabrik baut.“

„Der gute Baumeister macht aber die Rechnung ohne den Wirth,“ meinte Herr Schweder in gewohnter Kaltblütigkeit.

zuzschnappen. Mit dem Wichtelchen habe ich ohnehin noch eine Rechnung glatt zu machen.“

„Ach, von damals, wo er dir die reizende Ballettense — wie heißt sie doch? — abgejagt hat, — wie?“

„Allerdings, — war ein dummer Streich von mir. Wollte die Kleine ein wenig zappeln lassen, — kommt da der Grünichnabel und fängt sie mir zu großer Belustigung der Eingeweihten weg.“

„Ja, der junge Wichtel gilt nicht bloß in solchen Angelegenheiten für einen abgefeimten Fuchs.“

„Eben deswegen ärgert mich die sonst lächerlich unbedeutende Geschichte. Man glaubt, es habe dem Menschen besondere Gewandtheit gekostet, mich da auszusuchen, und hält mich für den nach ganz ernstlichem Kampfe Ge schlagenen. Jetzt will ich mir Genugthuung holen, — der berühmte Schlauberger, Referendarius und Doktor juris Wichtel soll auf seinem eignen Terrain, in dieser, seinem Einfluß besonders zugänglichen Angelegenheit überdölpelt werden, daß ihm hören und sehen vergeht, — verlaß dich drauf, Sentheil. Ich müßte die Menschen nicht zu nehmen verstehen, ein jammervoller Stümper in der Kunst, die Leute tanzen zu lassen, wie ich pfeife, müßte ich sein.“

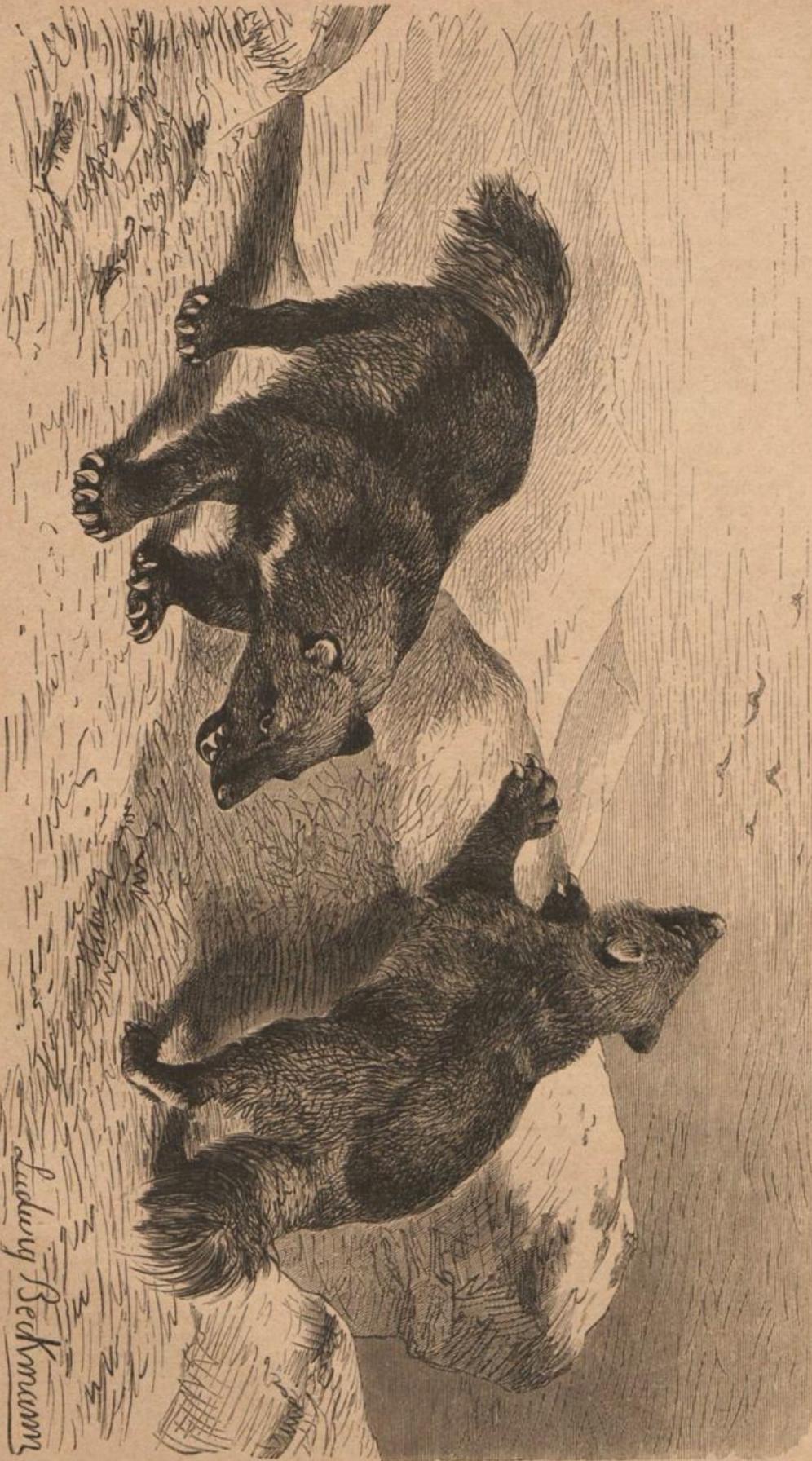
Herr Schweder hatte sich gegen seine Gewohnheit in einige Hitze hineingeredet, aber seinem Freunde schien sein Eifer wohlzuthun. Er stieß wieder mit ihm an:

„Wenn du es ernstlich willst, wirst du mit dem jungen Herrn schon fertig. Ich kenne keinen Menschen, in dessen Verstand und Energie ich ein solches Vertrauen setzte, als in dich.“ —

Inzwischen hatte sich das Restaurant Meinhold zu füllen begonnen. Das Theater war zwar noch nicht aus, aber schon waren Leute, die sich hier mit Theaterbesuchern auf die Zeit des Schauspielschlusses ein Rendezvous gegeben, und andere, die im Theater gewesen und bis zum Ende nicht ausgehalten hatten, erschienen, neben sonstigen Abendgästen des Restaurants, die sich heut oder überhaupt um das Theater nicht kümmerten.

Zu den letzteren gehörte ein alter Herr mit langem, schlicht herabhängenden, grauen Haar, der an einem kleinen Tisch allein Platz genommen und ein Glas pilsener Bier vor sich stehen hatte, von dem er alle Viertelstunden einmal nippte. Mit Ameisenemfigkeit schleppte sich der Alte eine Zeitung und ein Wochenblatt nach dem andern auf seinen Tisch, las mausgefest und machte sich Notizen in seine Brieftasche.

(Fortsetzung folgt.)



Der nordliche Bistraf. (Seite 50.)

Ludwig Beckmann

„Schwerlich, lieber Freund, schwerlich! Er ist besonders intim mit dem jungen Wichtel, und der hat den maßgebendsten Einfluß auf Alster.“

„Mag sein. Umjomehr Vergnügen soll es mir machen, dem Herrn Baumeister Wandstein den fetten Bissen vom Munde weg-

allein Platz genommen und ein Glas pilsener Bier vor sich stehen hatte, von dem er alle Viertelstunden einmal nippte. Mit Ameisenemfigkeit schleppte sich der Alte eine Zeitung und ein Wochenblatt nach dem andern auf seinen Tisch, las mausgefest und machte sich Notizen in seine Brieftasche.



Die Kartenschlägerin. (Seite 60.)

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von W. Wittich.

II.

Jedes menschliche Einzelwesen trägt die Spuren der Schicksale seiner Ahnen, die Begegnisse mit eingeschlossen, welche eben diese ihm zufällig zu Ahnen machte, vereinigt an sich. Nichts gleicht an Umfang, Dauer und tiefer Wirksamkeit den Umgestaltungen, welche lebendige Mechanismen durch Zusammentreffen mit unzähligen und verschiedenen Wesen von oft unglaublich schwacher eigener Wirkungskraft auf der niedrigsten wie auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung erleiden. Wie sollte es bei der Sprache, bei unserer deutschen Muttersprache, die eben auch so ein lebendiger Mechanismus ist und als Organismus den Gesetzen der Vererbung und Akkomodation unterliegt, dazu ihre bunte Geschichte hat, anders sein? Habent sua fata libelli, die Bücher haben ihre Schicksale, singt der römische Dichter: die Sprache und die einzelnen Worte haben sie auch! Es gibt Fälle, in denen Wörter und Begriffe, die bei uns oder in nächster Nähe von uns erwachsen waren, aus denen eine ganze Menschheitsgeschichte zu uns spricht, von Volk zu Volk verschlagen wurden und nach langen Irrfahrten wieder zu uns zurückkehrten. So haben wir den Franzosen das Wort Boulevard wieder entnommen, die es erst von uns empfingen, wir haben es nun neben dem alt-einheimischen Bollwerk und erkennen es nur nicht gleich als unser Eigenthum wieder, da es sich jenseits des Rheins ein fremdartiges Gewand zugelegt hat.

Von den organischen Umwandlungen, welchen eine Sprache, von innen heraus sich entwickelnd, unterliegt, wollen wir natürlich hier garnicht sprechen, sondern nur einen kurzen Blick werfen auf die gewöhnlichen Geschehnisse ganzer Sprachkörper.

Bei dem fortwährenden feindlichen Zusammenstoßen oder freundlichen Verkehr der Völker war ein ewiges und unveränderliches Beharren der Sprache auf und bei dem spezifisch Nationalen, ein hermetisches Abschließen schlechthin unmöglich. Wenn man der geistigen Kultur der Völker bildlich eine luft- und gas-ähnliche Natur zugeschrieben hat, sodaß man von der geistigen Atmosphäre eines Volkes in einem gewissen Zeitalter spricht, so dürfen die Sprachen und ihre Elemente als in einem ähnlichen atmosphärischen Aggregatzustand befindlich bezeichnet werden. Sie achten, wie die zollfreien Gedanken, keinen Schlagbaum und keine Mauth!

Ein wichtiges Moment im Leben der Sprachen sind die Wanderungen der Völker. Am klarsten und deutlichsten ist uns durch langes und treues Studium, daß und wie in uralten Zeiten ein Drittheil der ganzen Menschheit, und darunter fast alle Völker Europas, am Himalajagebirge als einziger Volksstamm wohnte, welcher mit einer noch heute nicht ganz erloschenen Triebesrichtung sonnengleich von Osten nach Westen binnen vielen Jahrtausenden um die Erde zog, — und diese Völkerwanderung der Indogermanen oder Arier ist uns klar geworden durch die Vergleichung verwandter Sprachen, welche, ursprünglich eine, die jener Arier, als Schößlinge, Senter und Ableger sich vom Mutterkörper loswandten und ein eignes, selbständiges Leben begannen. Nun stoßen aber auch verschiedene Sprachkörper aufeinander. Ein auswandernder Stamm kommt in andere Länderstriche und besetzt sie, ohne allemal ihre ursprünglichen Bewohner mit Stumpf und Stiel auszurotten, vielmehr macht er sich diese lieber nutzbar, indem er sie für sich arbeiten und den Boden bebauen läßt, um mühelos Lebensunterhalt zu gewinnen. Mag nun auch jeder der beiden Bestandtheile des neuen Volksganges noch so eifersüchtig darauf halten, daß seine Muttersprache rein und unverfehrt bleibe: das Bedürfniß wird vielleicht noch innerhalb derselben Generation, jedenfalls in einer folgenden einen Mischdialekt schaffen, brauchbar für die, die je mit einander leben und verkehren müssen. Die späteren Nachkommen haben nur noch ein dunkles Bewußtsein von den zwei verschiedenen Bestandtheilen der von ihnen als eine gefühlten und gesprochenen neuen Sprache. Gewöhnlich wird bei solchem Zusammenfließen von Sprachen die Zunge des Volkes die Oberhand behalten, welches die höhere Kultur mitbringt. Diese wird über die andere siegen, doch vielleicht nicht ohne vereinzelte Spuren der dem Untergang geweihten Nebenbuhlerin anzunehmen und beizubehalten, sei es auch nur in umgemodelter, organgerecht gemachter Form. Die sprachlich siegende Nation braucht hier nicht durchaus diejenige zu sein, die

aus dem physischen Kampfe als die mächtigere hervorging, da ja auch hohe Kultur nicht vor Unterjochung unter größere physische Gewalt schützt.

Aber auch bei friedlichem engen Zusammenleben von Völkern macht sich das Uebergewicht des höherkultivirten durch Abgabe von Wörtern an das jenseitige Volk geltend. Das Vordrängen einheimischer Wörter und Wortwurzeln erstreckt sich sogar auf Begriffe, die man eigentlich für unverwundlich zu halten geneigt sein möchte, z. B. auf die Zahlwörter. Begriffe, wie sechs, sieben, acht, für entlehnt zu halten, dazu wird man sich wohl nicht so leicht verstehen wollen. Wenn wir aber in's Auge fassen, wie auch wir die einfachen Zahlbegriffe von tausend aufwärts nur durch Fremdwörter, wie million, billion u., wiederzugeben vermögen, wie wir Myriaden und Milliarden sagen, um bequemer oder schönlinder, das wissen wir nicht, zehntausend und tausend millionen auszudrücken, ja, wie wir selbst Duzend entlehnt haben; — wie diese Entlehnung auf den Südseeinseln schon bei hundert und tausend beginnt, ja, wenn wir bemerken, wie aus der Tupisprache in Brasilien nach dem 16. Jahrhundert alle einheimischen Zahlen über drei verschwunden und durch portugiesische ersetzt worden sind: so wird uns auch das nicht mehr unmöglich und unbegreiflich erscheinen dürfen. Und auf diese Weise ist auch das gänzliche Verschwinden einer Sprache denkbar, und gewiß öfter vorgekommen, ohne daß der Stamm, der sie sprach, ausstarb oder gänzlich mit der Schärfe des Schwertes von den Eroberern seiner Wohnsitze vernichtet wurde. So sehen wir noch heute Sprachen allmählich zugrunde gehen und absterben, z. B. das Altpreussische; so verschiedene Dialekte auch unserer deutschen Sprache, welche dem Neuhochdeutschen der Schrift und Literatur, welches ja der Hauptsache nach selbst eine Art bevorzugter Dialekt genannt werden darf, unterliegen dem sogenannten mitteldeutschen, welches entdeckt zu haben das Verdienst Franz Pfeiffers ist, wenn derselbe auch nicht die scharfen Folgerungen aus seiner Entdeckung gezogen hat. Ohne unsrer nationalen Würde und Selbstachtung etwas zu vergeben, können wir ganz getroßt nun kurz aufzählen, welche Menge von fremden Kultureinflüssen auf unser geistiges Leben eingewirkt haben, wenn alles wir zu Danke verpflichtet sind. Jemand's Schüler zu sein ist doch nie Schande, Schande wäre es nur, nichts gelernt zu haben, und das kann man füglich vom deutschen Volke nicht sagen, wenn ihm auch, namentlich im Praktisch-Politischen, noch viel zu lernen übrig bleibt. Die Urbäter haben ihren Kulturbesitz aus der großen indogermanischen Erbschaft, Sprache und religiöse Vorstellung begleitete unsere Vorfahren vom Himalaja bis in unsere heutigen Wohnsitze, und neuerdings vollenden sie mit den Auswanderern, die nach der „neuen Welt“ ziehen, ihre Reise um die Welt. Was für Begegnungen in der ältesten Zeit auf dieser langen, weiten Wanderung stattgefunden haben: die Geschichte schweigt darüber. Wo zuerst unsere Ahnen historisch auftreten, finden wir sie in freundlichem und feindlichem Verkehr mit Kelten, Römern, einstigen Brüdern, die vor ihnen die Urheimath verlassen hatten, mit Slaven, ebenfalls von Urbätern her Verwandten, die ihnen später folgten. Auch mit allerhand nicht der indogermanischen Familie angehörigen Stämmen stießen sie zusammen, erhielten allerlei neue Eindrücke, vielleicht auch Wörter aus jenen, heute längst verklungenen und verschollenen Sprachen. Eine neuere große Völkerbewegung, die schlechthin sogenannte Völkerwanderung, erregt neue drängende und treibende, stuhende Ergüsse vieler, auch germanischer Stämme über das Erdreich. Das Christenthum wird gepredigt: hebräisch-orientalische, römische und byzantinisch-griechische, durch die irischen und englischen Missionare auch keltische und nordgermanische Elemente an Begriffen und Worten werden neu eingeschleppt oder aus ihrem Schlummer in der germanischen Seele wiedererweckt. So finden wir schon in der gothischen Bibelübersetzung des Wulfila die Neigung, Fremdwörter aufzunehmen, wie Wadernagel in seiner Literaturgeschichte bemerkt.

Weiter! Im Westen drängt übergewaltig der Islam sich heran, und mühsam gelingt es Kaiser Karl, die spanische Mark zu halten. Im Norden züngelt gierig der entfremdete normännische und der dänische Bruderstamm in unsere Gauen herein und lechzt nach deutschem Gut und Blut. Im Osten drängen

Sonnen oder Ungarn heran und lassen ihrerseits, wie alle genannten, Spuren ihrer Anwesenheit auch in der Sprache zurück. Die lateinischen Einflüsse durch die christliche Kirche nehmen immer mehr zu an Umfang, die Klosterschulen wirken mit: es entsteht neben der früheren einheitlichen Volkskultur eine höhere Sonderbildung auf christlich-lateinischer Basis. Das zerrissene Römerreich entwickelt eine doppelte Kirche, eine römisch-katholische und eine griechisch-katholische. Von Rom und von Byzanz spinnen sich Fäden religiöser und politischer Beziehungen an, die eminent Geist und Sprache der deutschen Nation modifizieren. Der Hof der Ottonen mag dafür als Beleg gelten. Die Kreuzzüge führen tausende von Deutschen in das heilige Land. Dorthin holen sie unter vielem andern den orientalischen Frauentanz, den sie auf die „Mutter Gottes“ und auf das deutsche Weib übertragen. Das bis zu einem gewissen Grade internationale Ritterthum wirkt mit. Von Frankreich erhalten wir die Minnepoesie, die „geimpfet wird ein fremdes Reis auf deutschem Stamme“.

Im 12. und 13. Jahrhundert macht sich ein bedeutendes Einströmen von französischen Fremdwörtern geltend; französische Sprache, Sitte, Mode, Erziehung, Kriegführung, besonders befördert durch die französischen Herrscher auf den erkämpften Thronen zu Paris, London, Neapel, ja in Konstantinopel, Athen und Jerusalem, galten allüberall. In Jagd und Krieg, in Spiel und Tanz, in Musik und Dichtung schritten die Franzosen wirklich auch an der Spitze der Civilisation. Alle deutschen Dichtungen dieses Zeitabschnittes wimmeln von Fremdwörtern, welche Begriffe des höfischen Lebens bezeichnen, der Parcival so gut wie der Tristan, das Nibelungenlied wie Walthers Lieder. Schöpften die deutschen Dichter doch selbst die meisten ihrer Stoffe aus romanischen Quellen!

Das römische Recht wird von den deutschen Kaisern angenommen und in seiner Sprache gelehrt und gehandhabt; Deutsche holen ihre Bildung in Bologna und Paris. Das Ritterthum hat sich ausgelebt und verfällt. Die Städte und der Handel erwachen und entfalten ein neues, bewegtes Leben. Die Reformation kommt in Begleitung der in Italien schon erwachten Renaissance, die altklassischen Kulturen werden uns wieder lebendig, zunächst an der Hand der lateinischen Sprache, dann folgt das Griechische. Der Gelehrtenstand bildet sich leider in Absonderung vom Volk und vernachlässigt in stummer Bewunderung der klassischen alten Herrlichkeit selbst die eigne Sprache. Trennung zwischen Gebildeten und Volk; Verachtung gegen das Einheimische bei den ersteren. Politische Wirrsale und Landstreichereien und blutige Kriege auf deutschem Boden, in denen fast alle europäischen Nationen reiselaufende Theilnehmer stellen, arbeiten weiter an der Sprachmischung. Romanische, besonders italienische und französische Weltgewandtheit und Eleganz in den Lebensformen bestechen und bestücken durch ihre Gefälligkeit und ihren Glanz und reizen zur Nachahmung, zur Entlehnung. Und so geht es fort bis auf die neueste Zeit, bis auf den heutigen Tag! Die Habe der Völker, auch die geistige und sprachliche, bewegt sich immer leichter herüber und hinüber, fast scheint es, wie ja wirklich viele meinen, als dränge die Internationalität der Ideen und geistigen oder materiellen Interessen dahin, ihnen auch ein internationales Gewand und Werkzeug, eine Weltsprache zu schaffen. Doch noch ist hierfür die Stunde nicht gekommen. Ganz selbstwachsen, ganz original und rein national aber ist freilich unsere Sprache nicht geblieben und konnte es nicht bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. D.

I.

Der erste Oktober 1879 wird für alle Zeiten ein denkwürdiger Tag bleiben. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gruppieren sich, in ihren lebendigsten Interessen angegriffen, um diesen Tag. Der einseitige Liebhaber deutscher Vergangenheit und deutscher Rechtsgegeschichte wird gar oft bedauernd und klagend der Stunde gedenken, mit deren Ausschlag zahlreiche und mannichfaltige, uralte und ihre Wurzeln in späte Jahrhunderte zurückreichende Rechtsinstitute zusammenstürzten und ihr Grab fanden. Wenn man in den Fehler verfallen will, die Bedeutung des ersten Oktober 1879 von dem beschränkten Standpunkt der herrschenden Tagesparteien aus zu ermaßen, so ist es unzweifelhaft, daß der konservative Partikularismus es ist, welcher die Bege dieses Tages bezahlt hat. Gar manche Schmerzschreie sind aus dieser Richtung in den letzten Tagen gehört worden, und wie empfindlich und tief die Art des guten Gärtners in das Mark des zurzeit noch zähesten, lebenskräftigsten, ich meine, des preussischen Partikularismus getroffen hat, hat die zorn erfüllte, schmerzbelegte Rede des Vizepräsidenten des preussischen Obertribunals, Dr. Grimm, gehalten bei der Verabschiedung dieses höchsten Gerichtshofes Preussens, bewiesen. Unnütz ist es, der Opposition derjenigen gegen die neuen Prozeßgesetze zu gedenken, welche zufolge ihres Berufes mit den alten Institutionen verwachsen, eine leidenschaftliche Voreingenommenheit für alles dasjenige hegen, was ihnen durch lange Übung bekannt und geläufig war, und sich der menschlichen Natur gemäß jezt sträuben, sich dem Neuen und Ungewohnten anzupassen. Sind solcher dem Juristenstande angehöriger Gegner der neuen Gesetzgebung auch viele, so soll sich die Gegenwart doch nicht durch die Schwarzseherei derselben schrecken lassen und wissen, daß jede Neuerung von jeder der heftigsten Angriffe von Seiten derjenigen zu erdulden hatte, welche sie in ihren Berufs- und Lebensinteressen störend traf. Freilich, wer auf das Gewissen gefragt wird, wo denn die Garantie für die segensreiche Wirkung der neuen Gesetze liege, der kann ehrlicherweise vorab nur sagen: Abwarten! und mit dem Spruche Goethe's antworten:

„Wem zu glauben ist, redlicher Freund? — Das kann ich dir sagen:

Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.“

Wenn jedes Gesetz die Probe seiner Güte nur allein in der

praktischen Anwendung des Lebens bestehen kann, so gilt dieser Grundsatz doppelt und dreifach für Gesetze, welche, indem sie das Rechtsverfahren regeln, in die engste Beziehung und regste Wechselwirkung mit dem Volks- und Verkehrsleben treten.

Wenn nun auch die Zukunft das entscheidende Wort in dem Für und Wider die deutschen Prozeßgesetze als einzige kompetente Richterin sprechen muß und wird, so stellt sich diese Gesetzgebung keineswegs so ganz als ein „Sprung in's Ungeheure“ dar. Jedenfalls war es ein unabweisbares Bedürfnis des deutschen Volks- und Verkehrslebens, daß eine Reform des in den deutschen Ländern geltenden Prozeßrechts eintrat. Die mit dem ersten Oktober 1879 gewonnene Einheitlichkeit des Rechtsverfahrens ist keineswegs, wie die Nationalliberalen, um die Krone des Verdienstes sich aufzusetzen, glauben machen wollen, eine notwendige Folge der politischen Einigung Deutschlands. Beide Ereignisse stehen mehr in einem äußeren, zeitlichen Zusammenhange. Die neue Prozeßgesetzgebung ist vielmehr eine Nothwendigkeit und unmittelbare Folge des modernen Volks- und Verkehrslebens. Sie wurzelt nicht in zufälligen äußeren politischen Gestaltungen, sondern in den primären Bedürfnissen des modernen Wirtschaftslebens, welches auf allen Gebieten nach Konzentration der Kräfte und zum einheitlichen Zusammenfassen aller Lebensrichtungen hindrängt. So wäre diese Reform in der Sache, wenn auch nicht in der Form gekommen ohne die politische Einigung Deutschlands. Das beweisen unwiderleglich die Gesetzgebungsarbeiten der einzelnen Staaten, welche in den letzten Jahrzehnten vor der Gründung des deutschen Reichs grade auf dem Gebiete des Prozeßrechts theilweise in Angriff genommen, theilweise vollendet worden sind. Die Geschichte der Gesetzgebung der einzelnen Staaten in den sechziger und noch früheren Jahren weist genau dieselbe Gesetzgebungsthätigkeit auf, welche in den deutschen Prozeßgesetzen zur Erscheinung gekommen ist. Ja, die letzteren fußen zu einem nicht geringen Theil auf diesen aus den zwingenden Bedürfnissen der Einzelstaaten hervorgegangenen Partikulargesetzen und Gesetzentwürfen. Für manche Staaten, z. B. für Sachsen, ist die Schöpfung des deutschen Reichs gradezu das Hinderniß der Reform seiner Landesgesetzgebung gewesen. Schon 1866 war ein Entwurf der sächsischen Civilprozeßordnung fix und fertig ausgearbeitet und sollte vor den Landtag gebracht werden, als die Neugestaltung der politischen Verhältnisse die

Sachsen belehrte, daß sie auch in dieser Beziehung pour le roi de Prusse*) gearbeitet hatten.

Diese scheinbar etwas partikularistische Abschweifung möge der Leser verzeihen. Sie war allein gerichtet gegen die Oberflächlichkeit nationalliberaler Geschichtsauffassung, welche alle und jede neue Gesetzeschöpfung einzig und allein der immerhin problematischen Existenz des deutschen Reichs danken und, wenn möglich, auf das Konto ihrer Partei setzen möchte. Eine tiefere und vielseitigere Geschichtsauffassung sucht nach den inneren Gründen der Erscheinungen, und das sind auch für die neuen deutschen Prozeßgesetze, wie schon gesagt, die eigensten Bedürfnisse und eigenthümlichen Gestaltungen des modernen Wirtschafts- und Volkslebens. Hierin findet auch die Thatsache der Reform an sich ihre Rechtfertigung. Dafür aber, daß die deutschen Justizgesetze so, wie sie sind, den Nagel auf den Kopf getroffen haben, ermangeln wir auch im übrigen nicht aller Bürgschaften. Ist doch dieses jüngste Kind deutscher Gesetzgebung, sozusagen, von der Wissenschaft selbst aus der Taufe gehoben worden. Hohe Kapazitäten der Jurisprudenz haben die Entwürfe zu diesen Gesetzen ausgearbeitet. Diese Entwürfe selbst wurden, ehe sie in den Reichstag kamen, der Öffentlichkeit übergeben und mußten, wie selten ein Werk der Gesetzgebung, das Feuer der Kritik, welche mit beiden Breitseiten gegen sie Feuer gab, bestehen. Allein die Literatur über die Entwürfe dieser Gesetze würde Bibliotheken ausfüllen, sodaß man nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, noch nie hat der Gesetzgeber einen innigeren Kontakt mit den Vertretern und Trägern der Rechtswissenschaft gehabt, als gerade bei Schöpfung dieser Gesetze. Die Motive zu diesen Gesetzen tragen selbst in sich einen hohen wissenschaftlichen Werth. Angesichts einer so intimen Verknüpfung der praktischen Gesetzgebung mit der prinzipiellen Wissenschaft wird der Wunsch laut, daß Theorie und Praxis sich auch auf andern Gebieten der Gesetzgebung in gleich eifriger Weise in die Hände arbeiten möchten. Für jedes Werk würde dann eine sichere Bürgschaft des Gelingens gegeben sein. Weiterhin hat aber der Gesetzgeber diese Gesetze keineswegs, wie der Herrgott in sechs Werktagen die Welt, aus nichts geschaffen. Nicht aus den abstrakten Ideen und aus hohlen Formeln eines Systems heraus ist dies Werk aufgeführt, eine reiche, dem Rechtsleben fast aller modernen Völker entnommene lebendige Erfahrung hat ihm die Bausteine zur Aufführung des neuen Gebäudes geliefert.

Wie schon angedeutet, haben sich die meisten der deutschen Einzelstaaten in den letzten Jahrzehnten gezwungen gesehen, eine Reform der Prozeßgesetzgebung vorzunehmen. Dadurch stand dem Gesetzgeber des Reichs ein überreiches Material von Vorarbeiten zu Gebote, und genoß er den bei prinzipiellen Neuschöpfungen seltenen Vortheil, die Fundamente seines Werkes durch den Hinweis auf die Gesetzgebung derjenigen Länder zu vertheidigen, in welchen zum Heile des Rechtslebens des Volkes ein auf gleiche Grundsätze aufgebautes Rechtsverfahren seit Jahren schon galt und geübt wurde. Um die rechtsgeschichtliche Bedeutung der neuen Prozeßgesetze abwägen zu können, macht es sich nothwendig, die bis zum 1. Oktober 1879 in Geltung gewesenen Prozeßgesetze wenigstens in ihren hauptsächlichsten Erscheinungen zu charakterisiren. Nur auf diesem Wege kann man zu einer Einsicht in das Wesen der neuen Gesetze und zur Erkenntniß des, wie ich allerdings glaube, in ihnen gegebenen Fortschritts gelangen.

Die Vergangenheit der deutschen Prozeßgeschichte, hierbei die letzten Jahrzehnte, wo, wie erwähnt, einzelne Staaten ihr Prozeßverfahren umgestalteten, außer acht gelassen, beherrschte der allgemeine deutsche Prozeß. Derselbe ist nicht deutschen Ursprungs. Er ist herübergenommen aus dem römisch-kanonischen Recht. Wie auf dem Gebiete des materiellen Rechts, unterlag auch auf dem Gebiete des Prozeßverfahrens der im Recht zur Erscheinung kommende Geist des deutschen Volkes dem Eindringen des kanonisch-römischen Rechts. Dieser gemeine, mit Unrecht deutsch genannte Prozeß fand niemals eine Kodifikation von Reichswegen; nur wenige Reichsgesetze regelten ausdrücklich Theile seines Verfahrens, und nur einzelne Länder, z. B. Sachsen, stellten die Grundsätze desselben in gesetzlichen Ordnungen zusammen. Seine Einführung, seine Aus- und Fortbildung dankte er zumeist der Praxis und der Wissenschaft. Das ihn beherrschende, sein Verfahren eigenartig gestaltende

*) Ein aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Sprichwort; wörtlich übersezt: für den König von Preußen arbeiten, d. s. h. unsonst arbeiten.

Prinzip war das der Schriftlichkeit. Quod non in actis, non est in mundo*), sagte der alte, nach dem gemeinen deutschen Prozeß verfahrenende Jurist. In anderen Worten: Das streitige Sachverhältniß, welches der Richter entscheiden sollte, wurde durch schriftliche Auslassungen, entweder zu richterlichem Protokoll oder durch Uebernehmung von dasselbe darstellenden und klarlegenden Schriftsätzen festgestellt, und nur insoweit dies geschehen, der Streitpunkt schriftlich zu den Akten konstatiert war, durfte und konnte im gemeinen deutschen Prozeß der Richter das Vorbringen der Parteien berücksichtigen; was er außerhalb der Akten durch mündliche Mittheilung und in mündlicher Verhandlung in Bezug auf das streitige Sachverhältniß in Erfahrung gebracht hatte, mußte er, und war es auch sonst noch so erheblich für die Entscheidung, als nicht vorhanden ansehen.

Aus diesem Grundsatz der Schriftlichkeit des Verfahrens im gemeinen deutschen Prozeß folgten dann von selbst andere, gleich eigenthümliche und wichtige Regeln des Verfahrens. Der schriftliche Prozeß ist seiner Natur nach ein einseitiger und ungleichzeitiger. Er bewegt sich in festen, zeitlich getrennten Stadien. Er beginnt mit der Klage, auf diese folgt die Vernehmungslaffung, dieser antwortet die Replik, auf die Replik folgt die Duplik und so fort. Dem rechtlichen Verfahren steht das Beweisverfahren gegenüber. Ersteres, vorausgehend, trägt das gesammte Streitmaterial, Klaggründe, Einreden, Replik, Duplik, sowie alle nur möglichen Angriffs- und Vertheidigungsmittel zusammen und steht unter dem scharfen Präjudiz, daß derjenige Rechtsbehelf, welcher in ihm von der Partei schriftlich nicht vorgetragen worden ist, für den Prozeß für immer verloren geht. Dieses Präjudiz machte das Wesen der sogenannten Eventualmaxime, des zweitobersten Grundsatzes des gemeinen deutschen Prozesses, aus. Dieses Prinzip erzwang die Konzentrirung des gesammten Streitmaterials auf das erste, sogenannte rechtliche Verfahren. War dieses abgesetzt, so entschied nun der Richter auf Grund des Akteninhalts vorerst über die rechtliche Erheblichkeit der vorgebrachten Thatsachen und Rechtsbehelfe, zunächst abgesehen von der Wahrheit oder Unwahrheit der Behauptungen der Parteien, mittels eines Urtheils, welches durch das Rechtsmittel der Berufung soviel mal, als Instanzen gegeben waren, angegriffen werden konnte. War dieses Erkenntniß einem Rechtsmittel nicht mehr ausgesetzt, dann erst wurde daran gegangen, den Beweis der behaupteten Thatsachen aufzunehmen. War dies geschehen, so wurde nun erst endgiltig mittels Endurtheils in der Sache erkannt, und der Prozeß hatte mit ihm nach Erschöpfung der auch für dieses Urtheil gegebenen Instanzen sein Ende erreicht. So hatte sich der von dem Grundsatz der Schriftlichkeit und der Eventualmaxime beherrschte gemeine deutsche Prozeß gestaltet.

Für viele der Leser braucht es leider keiner Darlegung der Uebelstände dieses Verfahrens. Haben doch bis in die jüngsten Tage noch tausende und abertausende deutscher Unterthanen an sich selbst erfahren müssen, wie langsam und langwierig, wie schwerfällig und formenstarr dieser Prozeß sich bewegte, wie weit entfernt er von dem Ideal einer guten Prozeßordnung war, deren Grundbedingungen sind, daß sie den Rechtsstreit auf dem einfachsten, kürzesten, sichersten Wege seiner Entscheidung entgegenführt. Man kann ruhig behaupten, daß der gemeine deutsche Prozeß grade das Gegentheil dieser Grundbedingungen in sich trug, zumal wenn man noch bedenkt, daß die Öffentlichkeit ausgeschlossen und damit unläuterer Rechtsverfolgung und Rechtsvertheidigung Thor und Thür geöffnet war.

Die neueren Gesetzgebungen haben nun alle, in Erkenntniß der prinzipiellen Fehler des gemeinen deutschen Prozesses, die einen weniger, die andern mehr, die Bahnen desselben verlassen. Die preussische Prozeßgesetzgebung, die zuerst, schon im vorigen Jahrhundert, reformatorisch auftrat, setzte ihre Hebel falsch ein. Die preussische Gerichtsordnung suchte dem gemeinrechtlichen Formalismus dadurch zu entgehen, daß sie an Stelle der Eventual- und Verhandlungsmaxime ein Instruktionsverfahren setzte, welches den Prozeßrichter ermächtigte und verpflichtete, durch jedes zulässige Mittel das materielle, zwischen den Parteien bestehende Recht zu erforschen. Sie erreichte aber damit nur eine Verletzung der Parteirechte und führte ein Verfahren ein, welches in striktem Widerspruch mit der Natur der im Civilprozeß zu verhandelnden Rechte steht. Das Instruktionsverfahren ist wohl im Strafprozeß am Platze, wo die Interessen des Staates und der Gesamtheit in Frage stehen; im Civilprozeß aber, wo es sich

*) Was nicht in den Akten steht, existirt überhaupt nicht.

um Rechte handelt, welche der Dispositionsbefugniß der einzelnen unterworfen sind, führt das Instruktionsverfahren zu einer Verneinung der Dispositionsfreiheit des Individuums.

Die Gerichtsordnung von 1793 war demzufolge sehr bald reformbedürftig. Im Jahre 1833 und 1846 suchte die preussische Gesetzgebung eine Besserung des Prozeßverfahrens dadurch herbeizuführen, daß sie einerseits zur Verhandlungs- und Eventualmaxime zurückkehrte, andererseits dem Prinzip der Mündlichkeit gegenüber dem der Schriftlichkeit mehr Geltung zu verschaffen suchte. In letzterer Beziehung blieb sie aber in Halbheiten stecken, und so hat denn der preussische Prozeß bis zu seinem Untergang im Grunde immer den Charakter des schriftlichen Prozesses an sich getragen. Andere Wege sind die Gesetzgebungen Badens, Bayerns, Hannovers und Oldenburgs gegangen. Alle diese Gesetzgebungen haben, die einen mehr, die andern weniger, sich in grundsätzlichen Gegensatz zu dem gemeinen deutschen Prozeß gesetzt. Sie haben die Schriftlichkeit aufgegeben und ihr Prozeßverfahren auf dem Grundsatze der Mündlichkeit aufgebaut. Die Eventualmaxime beherrscht lange nicht mehr mit der alten drakonischen Strenge das Verfahren dieser Staaten, und endlich haben sie den Richter und Anwalt aus dem Halbdunkel ihrer Schreibstube herausgewiesen und den Grundsatze ausgesprochen, daß der Richter öffentlich Recht spreche und die Parteien zu Gehör des ganzen Volkes ihr Recht suchen.

Ermangelt das Prozeßverfahren dieser Staaten auch nicht aller Fehler, so ist unter dem Publikum sowohl, als unter dem Richter- und Anwaltsstand eine Stimme darüber, daß gegenüber dem alten Prozeßrechtszustand mit den neuen Prozeßordnungen ein ungemessener Fortschritt im Rechts- und Verkehrsleben des Volkes gewonnen worden ist. Die neuen, am ersten Oktober 1879 in Kraft getretenen Reichsgesetze sind auf denselben Grundsätzen aufgebaut und genießen noch überdies den Vortheil, die Erfahrungen benutzt haben zu können, welche jene, mit der Prozeßreform vorausgegangenen Staaten gemacht haben. Daß dies in Wirklichkeit auch geschehen, dafür spricht nicht nur eine optimistische Hoffnung, dies bezeugt einem jeden die Begründung, welche mit hoher Wissenschaftlichkeit und praktischem Sinn die Gesetze in den ihren Entwürfen beigefügten Motiven gefunden haben. So aber liegen Gründe genug vor, welche die Hoffnung als begründet erscheinen lassen, daß das rechtsuchende Publikum in den neuen

Prozeßgesetzen eine Gewähr seines guten Rechts finden wird. Die nächste Aufgabe dieser Aufsätze wird es sein, die Hauptgrundsätze des neuen Prozeßverfahrens in ihrem Wesen und ihrer Wirkung ausführlicher, als es bisher geschehen konnte, dar- und klarzulegen. Den Schluß des heutigen Aufsatzes mag eine Bemerkung über eine Eigenthümlichkeit der deutschen Rechtsentwicklung bilden. Diese Eigenthümlichkeit besteht eigentlich darin, daß wir grade eine wahrhaft eigenthümlich deutsche, aus dem ureigenen Wesen deutschen Volksgeistes und Lebens hervorgehende Rechtsentwicklung auf dem Gebiete des Prozeßrechts weder bisher genommen, noch mit den neuen Reichsgesetzen gewonnen haben. War der gemeine deutsche Prozeß dem römisch-kanonischen Rechte entnommen, so muß man von dem neuen Reichsprozeßverfahren sagen, daß es dem französischen Prozeß seine fundamentalsten Prinzipien entnommen hat, sodaß es nicht als wesentlich unrichtig erscheinen kann, wenn man, wie von einer Rezeption des römischen Rechts, von einer Rezeption des französischen Rechts, wenigstens soweit das Gebiet des Prozeßrechts in Frage steht, in Zukunft sprechen wird. Es zeugt dies von einer eigenthümlichen Schwäche des deutschen Volksgeistes, welche sich unschwer auch auf anderen Rechtsgebieten nachweisen ließe. Es sei nur das Verfassungsrecht des die Züge des französischen Empire unverkennbar an der Stirn tragenden deutschen Reiches erwähnt.

Es soll damit dem deutschen Volk und seiner Gesetzgebung nicht jede Originalität abgesprochen werden, mir scheint dieselbe aber mehr in der Verwerthung und Verarbeitung der aus der Fremde entnommenen Rechtsätze, als in deren Schöpfung sich darzuthun. Diese Erkenntniß mag manchem, von nationalem Dünkel erfüllten, von der allseitigen Vollkommenheit des deutschen Reichs überzeugten Nationalitätsprinzipreiter reichsdeutscher Abkunft unangenehm sein. Dem höherstehenden Menschenfreund aber, welcher in jeder Nationalität nur ein organisches Glied der Menschheit sieht, wird dabei nur die Wahrheit in das Bewußtsein treten, daß das menschliche Ideal, der einzelner sowohl als der Nationen, nur in dem Ganzen und in der Einheit der Menschheit zu erreichen ist und die eigenthümlichen Kräfte der einzelnen Nationen Gemeingut aller Völker sind, welche eine jede Nation nutzen darf, ebenso, wie das einzelne Individuum das gemeinsame geistige Eigenthum seines Volkes für sich zu nutzen berechtigt ist.

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung des goetheschen Charakters ist auch die bürgerliche Stellung seiner Eltern gewesen, durch welche er von Ueberfluß und Mangel gleich weit entfernt blieb. Unser größter Dichter hat dadurch das alte Märchen, daß nur die Noth der Hebel bedeutendster Hervorbringungen sein könne, auf das schlagendste widerlegt, wenn damit auch nicht geleugnet werden soll, daß die Noth in anderen Fällen der Antrieb zu hervorragenden Geistesthaten gewesen ist. Das steht jedenfalls fest, daß ein Mensch, der das äußere Leben nicht als bitteren Zwang zu empfinden braucht, den Sorge und Kummer um das materielle Sein nicht beengt und bedrückt, sich weit harmonischer, als der mit allen Ruthen der gemeinen Alltagsnoth Gepeitschte, zu entwickeln vermag, und eben dafür ist Goethe und sein Leben ein vollgewichtiger Beweis. Man hat mit Recht diesem Umstande seine olympische Ruhe und Heiterkeit in späteren Jahren, die nur vorübergehend durch den Sturm der Leidenschaften gestört werden konnte, zugeschrieben.

Wenn man von frühreifen Kindern spricht, so ist Goethe eines der ersten darunter gewesen. Die Eigenheit seines Charakters trat sehr zeitig hervor, er war „mehr zum Bärnen als zum Weinen“ geneigt, offenbarte von Hause aus einen hohen Schönheits- und Gerechtigkeitsinn und ein wunderbares Verständniß für seelische Vorgänge. „Da sah ich“, — so erzählt die Mutter, die ihre „Luft, zu fabuliren“ den beiden ältesten Kindern, Wolfgang und der nur um ein Jahr jüngeren Kornelia, gegenüber in ausgiebigster Weise walten ließ, — „und da verschlang er mich bald mit seinen großen, schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgendeines Lieblings nicht ganz nach seinem Sinne

ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirn schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt? Wenn ich nun halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's gerathen, so ist's gekommen! — da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, „id von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen sollte, und so war ein geheimes, diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verrieth; so hatte ich die Satisfaction, zum Genuße und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall.“

Den ersten Unterricht im strengeren Sinne erhielt der Knabe vom Vater, der als kaiserlicher Rath durch keine Amtsgeschäfte in Anspruch genommen war und daher Muße genug hatte, sich der Ausbildung des Sohnes in vollstem Maße zu widmen. Das geschah schon in den allerfrühesten Kindheitsjahren, noch bevor

Wolfgang einer von einigen Knaben befreundeter Familien mitbesuchten Privatschule übergeben wurde, zu welcher Zeit es dann der Vater als seine Aufgabe ansah, das ihm in den Gebieten der alten und neuen Sprachen, der Literatur- und Weltgeschichte, der Geographie und Mathematik zugewiesene Pensum regelmäßig zu repetiren. Außerdem wirkte eine sehr fleißige Lektüre bedeutensam auf ihn ein; er las u. a. die Bibel, Ovids Metamorphosen, Homers Ilias, den Virgil, theils in Uebersetzungen, theils in der Ursprache, den Robinson Crusoe, den Telemach Fenelons, Lord Ansons Reise um die Welt, ferner die aus einer frankfurter Winkeldruckerei hervorgegangenen Volksbücher, welche auf dem schrecklichsten Lösspapier die wunderbarlichsten Märchen enthielten, und endlich die in des Vaters Bibliothek befindlichen Werke der berühmtesten Dichter jener Zeit, wie Canib's, Hagedorns, Drollingers, Gellerts, Creuz', Hallers zc. In direktester Weise regte ihn der Vater, in dessen Privatzimmern alle Wände mit Architekturbildern und Ansichten aus Rom behangen waren, durch seine begeisterten und begeisternden Schilderungen der Herrlichkeiten Italiens, die er, wie bemerkt, selbst kennen gelernt hatte, an, wodurch er seinem Schönheitsstimm immer neue und, wie sich in Zukunft zeigte, sehr nachhaltige Nahrung lieb.

Neue Eindrücke erhielt der Knabe dann, als während des siebenjährigen Krieges, am Neujahrstage von 1759, Frankfurt durch die Franzosen besetzt und der kunstliebende Königsleutenant Graf Thorane grade in dem damals neu umgebauten Vaterhause Goethes einquartirt wurde. Dieser Mann versammelte unter anderen Künstlern und bedeutenden Männern auch eine große Anzahl frankfurter Maler, welche er sämmtlich für sich beschäftigte, um sich und fand, zum Aerger des alten Rath, in dem jungen Wolfgang bald einen leidenschaftlichen Verehrer. Den Besuch des damals eröffneten französischen Theaters, zu welchem er ein Freibillet erhielt, ermöglichte er sich nur durch die Vermittlung der Mutter und wurde durch den Umgang mit einigen Schauspielerkindern noch intimer mit französischer Sprache und Art bekannt und vertraut. Das hatte zur Folge, daß er jetzt den Werken des Tragödiendichters Racine, die er in der Bibliothek seines Vaters entdeckte, eifriges Studium zuwandte. Durch alles dies angeregt, machte er schon jetzt den Versuch, ein französisches Stück zu schreiben, wie er denn bereits als dreizehnjähriger Knabe auf den Gedanken kam, seine damaligen Kenntnisse und Ansichten in der Form eines Romans zum Ausdruck zu bringen. Inzwischen hatte er auch die ersten zehn Gesänge von Klopstocks „Messias“ kennen gelernt und drang durch den Unterricht, den er bei dem Gymnasialrektor Dr. Albrecht erhielt, tiefer in das Verständniß des alten Testaments ein. Durch die hebräischen Studien wurde er zu einem biblischen Epos in Prosa angeregt, in welchem er die Geschichte Josephs behandelte. Dieses Gedicht diktirte er einem alten, halb blödsinnigen Menschen, der in dem Hause seines Vaters als Mündel wohnte, und aus dieser Zeit schon stammt die Gewohnheit des Dichters, seine Werke zu diktiren. Was er, sagt er selbst, Gutes finde in Uebersetzung, Gedanken, ja, sogar im Ausdruck, das komme ihm meist im Gehen, sitzend sei er zu nichts aufgelegt. Außerdem schrieb er eine Reihe geistlicher Oden, die er dann, mit dem erwähnten Epos vereinigt, seinem Vater zu dessen großer Freude in einem stattlichen Quartbande überreichte. Schließlich verdienen noch die Uebungen im Zeichnen und Malen, denen sich der junge Goethe mit besonderer Vorliebe widmete, der mit geringerem Erfolge getriebene Musikunterricht und die Ausbildung in den gymnastischen Künsten, vor allem in denen des Fechtens und des Tanzens, sowie in der Reikunst, erwähnt zu werden.

So geistig und körperlich bereits in bedeutendem Grade ausgebildet, wurde unser Wolfgang allmählich von einem Drang nach Thaten und Abenteuern erfaßt, zu deren Ausführung ihm die im Laufe der Jahre vom Vater gestattete größere Freiheit hinreichende Gelegenheit gab. Dieser Drang, mehr aus sich herauszutreten und Zerstreutheit zu finden, führte ihn auch mit mehreren jungen und etwas leichtsinnigen Menschen geringeren Standes zusammen, in deren Gesellschaft der Ertrag von Hochzeits- und Leichengebichten, die der künftige Dichterkönig schrieb, bei fröhlichen Gelagen verschwelgt und verjubelt wurde. In dieser Gesellschaft lernte er, wie jedermann, der nur einigermaßen mit der Lebensgeschichte des Dichters bekannt ist, weiß, jenes Mädchen kennen, welches ihm die erste, über alles selige und für seine weitere Entwicklung so bedeutende Liebesneigung in's Herz pflanzte. Es ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln gewesen, wer Gretchen

— denn das war dieses Mädchen, dem er nachher in seinem „Faust“ ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt — eigentlich war, ob sie damals als Kellnerin oder als Putzmakerin gelebt, ob sie aus Worms, Offenbach oder aus Frankfurt selbst stammte, und es ist auch hier nicht der Ort, bei dieser Liebesepifode länger zu verweilen; aber die Worte, mit denen Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ dieser Reizung des Bierzehnjährigen gedenkt, sind so unbeschreiblich rührend, daß sie immer wieder zur Mittheilung reizen und daß wenigstens der Bericht über die erste Begegnung zwischen den beiden hier einen Platz finden soll. Als Wolfgang eines Abends mit den Freunden beisammen saß und der Flasche tüchtig zugesprochen wurde, war der Wein auf die Reize gegangen, und es rief deshalb einer der ausgelassenen Becher nach der Magd. „Allein statt derselben“ — erzählt Goethe — „trat ein Mädchen ein von ungemeiner und, wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von ungläublicher Schönheit.“ Sie wurde gebeten, noch ein paar Flaschen auf das Zimmer zu bringen. „Thu' das, Gretchen,“ sagte einer, „es ist ja nur ein Kagen sprung.“ „Warum nicht?“ versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind allein in der Nacht ausschicken wollten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie wiederkam. Sie trank ein Glas auf unsere Gesundheit, entfernte sich aber bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben. — Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblicke an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zuliebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich mich während des Gottesdienstes wohl satt an ihr sehen. Beim Heraustreten getraute ich mich nicht, sie anzureden, noch weniger, sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen meinen Gruß genickt zu haben schien. . . .“ Bekanntlich fand das Verhältniß seine Lösung dadurch, daß einige von den damaligen Genossen Goethe's sich schlimme Handlungen, wie Fälschungen von Handschriften zc., zu schulden hatten kommen lassen, infolge deren, wenn auch schuldlos, nicht sowohl Gretchen und ihr Bruder in die Anklage verwickelt, sondern auch Goethe selbst in eine strenge Untersuchung gezogen wurde. Wenn sich nun auch die Schuldlosigkeit der näheren Bekannten Goethe's erwies, so wurde dieser doch durch die von Gretchen in ihrer Aussage gethane Aeußerung, daß sie ihn zwar oft und gern gesehen, aber immer als ein Kind betrachtet habe, und daß ihre Reizung zu ihm eine rein schweesterliche gewesen sei, so sehr in seinem Stolge gekränkt und erzürnt, daß er, freilich erst nach hartem Kampf und längerem Kranklager, sich von ihr losriß und in erneutem ernstlichen Studium diese erste und nächst der jesenheimer Idylle poesievollste seiner vielen Liebesneigungen zu ersticken wußte.

Ein Hauslehrer, den man ihm gab und der sein Stubennachbar wurde, suchte ihn in die Philosophie einzuführen, und Goethe machte wenigstens mit der Geschichte der griechischen Philosophie einigermaßen genauere Bekanntschaft. Auch trieb er, da er sich nach dem Wunsche des Vaters bald zur Universität behufs des Studiums der Jurisprudenz begeben sollte, bereits rechtswissenschaftliche Studien, neben denen wieder solche in den alten Sprachen und Literaturen herliefen; denn gegenüber dem Vorhaben des Vaters lag es in seinem Willen, sich dem Studium der Sprachen und der Geschichte zu widmen. Zu Michaelis von 1765 fuhr er mit dem zur Messe reisenden Buchhändler Fleischer und dessen Gattin nach Leipzig, um die dortige Universität zu beziehen. Zur Wahl grade dieser Stadt wurde Goethe's Vater nicht allein durch die Berühmtheit der Professoren der Universität, sondern vor allem auch durch die Erwägung bestimmt, daß der in der letzten Zeit etwas wild und ausgelassen gewordene Wolfgang in Leipzig, welches allerdings schon damals in dem Aufstand, „ein klein Paris zu sein und seine Leute zu bilden,“ hübsch gehobelt und blank polirt werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jubiläum der Lokomotive. Fünfzig Jahre sind dahingegangen, seit ein armer Bergmann, George Stephenson, der erst in seinem 18. Jahre zu buchstabieren anfang und im 19. seinen Namen schreiben lernte, die Menschheit mit einer Erfindung beschenkte, die durch ihren großartigen Einfluß auf Industrie, Welthandel und Kultur berufen war, die Schöpferin einer neuen Zeit zu werden. Der Gedanke, daß für den Aufschwung des Kohlenbergbaues eine rasche Beförderung der Kohlen nach dem Marktplatz unumgänglich notwendig sei, gebar die kühne Idee, die Dampfkraft als bewegendende Kraft für die Wagen zu benutzen, ja die Dampfmaschine selbst zu einer sich vom Orte bewegendenden Maschine, zur Lokomotive, zu machen. Wie so oft vor dem Hervortreten wichtiger Erfindungen und Entdeckungen der Gedanke derselben mehrere Köpfe zugleich erfüllt, aber doch erst nach langer Zeit einer das erlösende Wort: „Es werde!“ spricht, so hatte auch der Vater der Dampfmaschine, James Watt, bereits 1784 ein Patent auf eine Dampfmaschine mit Lokomotivkraft genommen, und gleichzeitig führten Oliver Evans in Philadelphia den Amerikanern (1804) und im selben Jahre Trevothil und Vivian ihren britischen Landsleuten eine Lokomotive vor, welche einen Wagenzug bewegte. Der große, aber trotz der Erfolge seiner Unternehmungen äußerst bescheidene Erfinder Stephenson antwortete deshalb auch gewöhnlich auf die Frage, wer der eigentliche Erfinder der Eisenbahnlokomotive sei: „Die Lokomotive ist nicht die Erfindung eines Mannes, sondern einer Nation von Maschineningenieuren.“ Stephenson's erste Lokomotive vom Jahre 1814 erfüllte keineswegs die bescheidenen Erwartungen, die ihr Erbauer an sie gestellt hatte; denn sie war noch so wenig leistungsfähig, daß der Kohlentransport nicht wohlfeiler, als durch Pferde sich herstellte. Aber keine getäuschte Hoffnung konnte den rastlosen Stephenson entmutigen; sein sprüchwörtlich gewordener Mahnruf „Perseverance!“ (Beharrlichkeit), womit er jung und alt anzufehen pflegte, führte ihn daher auch sicher zum ruhmvollen Ziele. Welch' Hochgefühl mag Stephenson's Herz geschwellt haben, als am 27. September 1825 auf der neun englische Meilen (3,9 Stunde) langen, zuerst für Kohlen, später auch für Personentransport benutzten Bahn von Stockton nach Darlington eine seiner verbesserten Lokomotiven eine Wagenlast von 90 Tonnen in 65 Minuten führte! War damit ohne Zweifel schon ein bedeutender Wendepunkt in der Benutzung der Lokomotiven für das Eisenbahnwesen gekommen, indem dadurch die Herrschaft des Dampfwagens im Reiche des Verkehrs inaugurirt wurde, so hielt doch bis zum Jahre 1828 außer Stephenson niemand die Lokomotive einer so großen Steigerung ihrer Fahrgeschwindigkeit fähig, daß sie mit Vortheil auch für den Personenverkehr angewandt werden könne. Mit unergleichlicher Ausdauer hielt Stephenson während des Baues der manchester-liverpooler Eisenbahnstrecke (1826) einer Reihe widerwärtigster Kämpfe stand. Seine Ansichten in Betreff der Leistungsfähigkeit der Lokomotive drangen endlich insofern siegreich durch, als die Direktoren sich bereit erklärten, einen Lokomotivenwettbewerb, als dessen Siegespreis 500 Pfund Sterling bestimmt wurden, zu veranstalten. Und wie einst „Zum Kampf der Wagen und Gefänge, — Der auf Korinthos Landesenge — Der Griechen Stämme froh vereint,“ — so zogen am 6. Oktober 1829 ungezählte Schaaren nach dem zwei Stunden von Liverpool gelegenen Rainhill, um dem Gefecht der Lokomotiven beizuwohnen. Stephenson's Lokomotive „Rakete“ siegte über die drei andern Preisbewerberinnen; denn sie überbot nicht nur das Beforderte (bei höchstens 6 Tons Eigengewicht 400 Centner 10 englische Meilen oder 16 Kilometer pro Zeitstunde) bei weitem, sondern vermochte auch ohne angehängte Wagen 35 englische Meilen gleich 56 Kilometer in einer Stunde zurückzulegen. So wurde sie zu einer Rakete, welche, hellaufliegend, Stephenson's Namen in unvergänglicher Ruhme erglänzen ließ. Das Resultat der rainhill'ser Konkurrenz war für den Eisenbahnbetrieb von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß wir den 6. Oktober 1829 als den Geburtstag unserer modernen Eisenbahn oder als den Vermählungstag von Lokomotive und Schienenweg betrachten müssen, obwohl erst am 15. September 1830 die eigentliche Eröffnung der manchester-liverpooler Eisenbahn stattfand. Und was hat die Menschheit seit diesem denkwürdigen Tage geleistet! In runden Ziffern besitzen heute Großbritannien 25000, Deutschland 22000, Frankreich 18000, Rußland 15000, Oesterreich 13000, Italien 7000, Spanien und Portugal 6500, Belgien 3100, Schweden und Norwegen 2500, Holland 1700, die Schweiz 1500, Türkei und Griechenland 1200, Dänemark 900 Kilometer Eisenbahnen. In Großbritannien kommen auf die million Einwohner 800, in Belgien 625, in Deutschland 530, in Frankreich 490, in Oesterreich 350, in Rußland 205, in der Türkei 60 Kilometer. Daß die Eisenbahnverhältnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika gradezu riesige Dimensionen angenommen haben, sehen wir als bekannt voraus. Auf dem europäischen Kontinent entstand die erste Lokomotivbahn in Bayern zur Verbindung der Städte Nürnberg und Fürth. Die nürnberg-fürther Ludwigsbahn, welche übrigens noch keine Meile lang ist, wurde am 7. Dezember 1832 eröffnet, nach nachdem drei Jahre seit dem Lokomotivenwettbewerb in Rainhill verfloßen waren. Nach fünf Decennien streckt die stephenson'sche Erfindung ihre eisernen Arme über alle fünf Welttheile aus. Im Norden von Europa und Amerika reichen die Schienenstränge bis nahe an die Polargrenze. Der Atlantische Ocean ist mit dem großen Weltmeer durch ein eisernes Band verknüpft. Natürliche Hindernisse werden beiseite geschoben, die breitesten Ströme, selbst Meeresarme, werden überbrückt, über die schneeigen Höhen der Alpen, durch das Innere der Bergriesen hat das Dampfrohr sich einen Weg gebahnt.

Greifen wir aus der Thätigkeit des den Erdball umspannenden Verkehrsmechanismus nur einige Daten heraus. Im Jahre 1873 vertrauten sich allein im deutschen Reiche 179 507 632 Personen dem Dampfrohr an, 2 399 962 958 Centner wurden in diesem einzigen Jahre auf den Bahnen des deutschen Reiches hin und her bewegt, eine Last, zu deren Beförderung durch Straßenfuhrwerk etwa 96 Millionen Pferde nötig gewesen wären. Am großartigsten hat sich das Eisenbahnwesen im Gebirgslande der Lokomotive entwickelt, in Großbritannien. Jede größere Stadt ist hier zu einem Knotenpunkte in dem sich immer mehr verengenden Eisenbahnnetz geworden. In der Riesenstadt London kommen und gehen allein tagtäglich gegen 350 Züge von und nach entfernten Stationen, während die Zahl der täglich innerhalb der Stadt und ihrer Umgebung unter- und oberirdisch verkehrenden Lokalzüge gegen 3600 beträgt. Alle Eisenbahnen der Erde zu einer Linie vereinigt, würden eine Strecke von 40000 Meilen ergeben, also nur um 10000 Meilen kürzer, als eine Bahn nach dem Monde. 62000 Lokomotiven bewegen 112000 Personenvagen und 1 470000 Lastwagen über die Festlandsflächen der Erde dahin. Der Personenverkehr für ein Jahr läßt sich mit der riesigen Summe von 1550 Millionen Menschen, für einen Tag mit 4 Millionen beziffern, während die Frachten für einen Tag mehr als 40 Millionen Centner betragen. Welch' eine Summe von Arbeit hat demnach der Mensch von seinen Schultern und von dem Rücken seiner Lastthiere genommen. Was sagen die Feinde der Eisenbahn zu den 15 Milliarden Thalern des im Eisenbahnbau angelegten Kapitals? Sollte man es glauben, daß noch nach zehnjährigem, geistlichen Wirken der Lokomotivkraft sonst ganz vernünftige Leute den Kopf bedenklich schüttelten, wenn die Rede auf die Eisenbahn kam. Im englischen Parlament war man zweifelhaft, ob die Vortheile der Eisenbahn für die Möglichkeit entschädigen könnten, daß die heranbraunende Lokomotive einer Kuh den Garauz macht. In Preußen erließ im Jahre 1837 der damalige Handelsminister eine spezielle, im ganzen Lande verbreitete Warnung gegen die fatale Neuerung, und konfiszierte gleichzeitig den Prospekt der Oberschlesischen Eisenbahn, gegenwärtig das wichtigste Glied des südöstlichen Eisenbahnnetzes. Die Eisenbahnfeindschaft jener Zeit wirft einen Schatten auf manchen klangvollen Namen. Die damaligen Potentaten, mit Ausnahme des Belgierkönigs Leopold I., welcher den genialen Erfinder der Lokomotive, Stephenson, nach Brüssel berief, verschlossen sich befangen einer Neuerung, deren weltumgestaltende Bedeutung sie nicht zu erfassen vermochten. Als Rothschild in Wien die Koncession für die Nordbahn von Kaiser Ferdinand begehrte, entschied derselbe bejahend mit dem Hinzufügen: „Lang kann sich so was a nit halten!“ Es hat sich doch gehalten, und keine der zahlreichen Erfindungen, durch welche sich in unserer Zeit der menschliche Scharfsinn bekundet und durch welche uns derselbe mit Staunen und Bewunderung erfüllt, hat eine so tiefgreifende Wirkung auf den Weltverkehr, auf Sitte und Gewohnheit, Arbeit und Vergnügen der Menschen gehabt, keine so wirksam zur endgiltigen Entscheidung unbekannter Erdenräume und zur Verschmelzung der verschiedenartigen Bestandtheile einzelner Völker wie ganzer Völkergruppen beigetragen, als die Eisenbahn. Ihre Riesenarbeit, welche zunächst dem Fleiße des Friedens zugute kommt, verdient eine größere Bewunderung, als jener für den Menschenfreund schmerzliche Ruhm, welcher an die Erfinder von Riesenkanonen und neuen Kriegsgeschützen verschwendet wird, deren Ziel und Zweck doch nichts anderes ist, als die Zerstörung ungezählter Menschenbüthen. Dr. M. T.

Der nordische Bielfraß. (Bild Seite 52.) Sowie die Bodenverhältnisse der Umgebung des Nord- und Südpols, so ist auch die Flora und Fauna, die Pflanzen- und Thierwelt der beiden „Endpunkte“ unsres Planeten verschieden. Die großen Kontinente Europas, Asiens und Amerikas lassen nur einen verhältnißmäßig schmalen Meerzirkel um den Nordpol frei, während der Südpol, vielleicht selbst festes Land, durch den antarktischen Ocean weit und breit von den spigen Ausläufern des festen Landes getrennt ist. Dies ist wohl der Grund, warum verschiedene Thierformen, die die nördliche Polarzone bewohnen, auf der südlichen nicht angetroffen werden. Darunter gehört auch der Repräsentant unsrer Illustration, der nordische Bielfraß (*Gulo borealis*). Er bewohnt den äußersten Norden Europas, Asiens und Amerikas, scheint aber, gleich dem Murochs und Steinbock, die ausgerottet worden sind, früher auch die gemäßigtere Zone bewohnt zu haben, denn die Gelehrten des Mittelalters kannten ihn und haben ihn verkannt durch die Benennung Bielfraß. Er ist zwar kein Kostverächter von Ratten, Mäusen, Reuthierkalbern, Schneehasen und Moorhühnern, aber durchaus kein Virtuose des Fressens, dafür aber ein verschlagener Dieb, der durch selbstgegrabene, unterirdische Höhlen bei Nacht in die Ziegenställe der norwegischen Semhütten eindringt. Dieses Geflüste nach Ziegenfleisch hat ihm den skandinavischen Namen Jerf, d. h. unverschämter Kerl eingetragen. Das ausgewachsene Männchen hat die Länge eines mittleren Metzgerhundes, steht aber weit niedriger auf den Läufen und bekundet seine Raubthiernatur durch die rastlose Beweglichkeit des kräftigen, gedrungenen Körpers. Es hat ungefähr 18 Zoll Schulterhöhe bei $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge von der Nase bis zum Ende des Schwanzes. Wie alle Bewohner der kaltgemäßigten Zone zeichnet er sich nicht durch schillernde Farbenpracht aus. Die allgemeine Färbung ist ein faibles Braun, welche auf der Stirn, namentlich über den Augen, in helles

Grau, an der Schnauze, den Läufen und dem Hintertheil des buschigen Schwanzes in Kohlschwarz übergeht. Den ganzen Rücken, von den Schulterblättern bis zur Gruppe*), deckt ein tiefschwarzbrauner, ringsum scharf abgegrenzter Sattelsled. Ein schmales, weißes Band zieht sich quer über die Brust, vor den Schultergelenken sich verlierend. Das Gesicht und die kurzen, muschelartig abgerundeten Ohren sind kurz behaart, an den Vorder- und Hinterfüßen ist das straffe, glattanliegende, glänzende Haar nach außen gescheitelt, den übrigen Körper deckt ein dichter, weicher Pelz, welcher nach hinten allmählich zunimmt. Der dicke, stumpfabgerundete, buschige Schwanz mit langen, im Laufe fliegenden Haarzotten wird schrägabwärts getragen. An jeder der breiten, kohlschwarzen Vorder- und Hintertapen ragt eine Reihe von fünf derben, hellhornweißen Klauen frei hervor, von denen die der mächtigen Vorderpranken stark halbmondförmig gekrümmt sind. Die Krallen, sowie die blendend weißen, kräftigen Fangzähne sind gefürchtete Waffen des muthigen Thieres, das sich, mit Ausnahme des Menschen, jedem Feinde stellt. In kurzem, raschem Hinderab folgt der Biesfraß tagelang den Kenntnisherden und lauert auf den günstigen Augenblick, bis sich eines der Käber von der Herde entfernt. Wie sein zierlicher Better, der Fuchs, vermeidet er den Kampf mit dem Menschen, weil er gegen die Schußwaffen stets den kürzeren zieht und immer die Zeche mit seinem Pelz bezahlen muß. Die Zähmung des unermüdblichen Bergjägers, der bis zu den Winterverstecken des ewigen Eises pürcht, ist noch niemals gelungen.

Dr. M. T.

*) Sattelformung des Rückens.

Die Kartenschlägerin. (Bild Seite 53.) Die Leichtgläubigkeit des Mädchens auf unserm Bilde wird wohl manchem unsrer Leser ein geringschätziges Lächeln entlocken, aber — Hand auf's Herz! — welcher ehrlichdenkende Mensch hat sich selbst nicht schon in einer dunklen Stunde ertappt, in der die in ihm wohnende Sphinx allen Grundsätzen der Vernunft und des Verstandes Hohn spricht! So ist es mit dem Einzelnen, so ist es, wie uns die Kulturgeschichte lehrt, mit dem ganzen Menschengeschlecht seit uralten Zeiten gewesen. Die Sucht nach dem Abenteuerlichen, der Drang nach dem Ungewöhnlichen ist die Quelle des Aberglaubens. Dieser dämonische Zug, aus Furcht und Hoffnung zusammengesetzt, hat viel dazu beigetragen, dem Fortschritt ein starkes Hemmnis entgegenzustellen, und war immer ein beliebter Hebel der Machthaber aller Art. Der Mensch fühlte sich der Natur mit ihren gewaltigen Erscheinungen gegenüber klein und suchte Schutz bei den „Vermittlern“ des Himmels. Die Geschichte der ältesten Völker, wie der Chinesen, Indier, Ägypter, Babylonier, Perfer, Chaldäer und Juden liefert hierfür die sprechendsten Beweise. Erst die aufgeklärten Griechen betrat den wissenschaftlichen Weg. Ihre Weltweisen lehrten zuerst, daß alles, was bisher als Wunder galt, zu einem großen Weltsystem gehöre, welches nach bestimmten Regeln geordnet ist. Auch die gebildeten Römer sahen, wie uns Cicero erzählt, mit Mißachtung auf das Gebahren des Volkes herab, welches nach dem Glück oder Unglück verheißenden Fluge von Vögeln, nach der schicksalgebenden Eingeweide-lage von Opferthieren sahen, und konnten sich doch selbst von dem Glauben nicht losmachen, daß Vorfälle der geringsten Art, das Begegnen eines unlieblichen Thieres beim ersten Austritt auf die Straße u. v. von Bedeutung für das Glück des Tages seien. Mit dem Christenthum wandelte der mächtige orientalische Fatalismus mit seinem Apparat von Wahrsagerei, Sterndeuterei, Teufelspund und Wunderswindel in den Westen hinüber, um hier in dem Humus der heidnischen Religionen ein üppiges Wachsthum zu empfangen. Der jüngste Tag war das große Schreckbild, auf welchen alle außergewöhnlichen Natur- und Himmelserscheinungen hindeuteten. Es sind dunkle Pfade, auf welchen die Keger- und Hezenerichter hinstiegen. Hohe Geister folgten dieser mythischen Zeitrichtung, und selbst Männer wie Dante, Baco von Verulam u. a. sind nicht völlig davon frei. Erst die kirchliche und politische Reformation des 16., 17. und 18. Jahrhunderts befreite die Wissenschaft von dem Wust scholastischer Thorheit. Die weltumgestaltenden Erfindungen des 19. Jahrhunderts machten die Naturerkenntnis auch dem Volke zugänglich. Der Zusammenhang und die Wechselwirkung der Naturkräfte entschleiert sich immer mehr vor den Augen der Wissenden, aber der in dem Gemüth des Unwissenden wohnende Sinn für das Uebernatürliche wird von den Betrügnern noch lange ausgebeutet werden, zumal das Contingent der Gläubigen aus Frauen aller Stände besteht. Unser Bild stellt die beiden letzten Spuren der Erwerbsmittel des Aberglaubens dar: das Wahrsagen aus den Linien der Hand und aus den Spielfarten. Die Wiege beider Schwindelsorten stand in China. Die Handwahrsagerei trugen die Zigeuner in aller Herren Länder, die

Kartewahrsagerei kam mit den Sarazenen nach Europa. Das einzige Lebenswerthe an den Spielfarten ist ihre Bedeutung für die Entstehungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Bis zum 15. Jahrhundert wurden die Spielfarten mit Aufwand großer Kunstfertigkeit gemalt, von da ab stach man sie in Kupfer und benutzte den Holzschnitt zu ihrer Vervielfältigung. Man unterscheidet zwei Hauptgattungen von Karten, die Tarot- und die Vierfarbentarte. Die Sorte, welche die zahllose Sibylle vor den jungen Mädchen auf unserm Bilde ausbreitet, gehört zur ersteren. Die schlaue Prophetin, welche gegen Honorar den Schleier der Zukunft lüftet, hat sich, um ihr Orakel wirksamer zu gestalten, mit dem ganzen Brimborium der Hexentische umgeben. Ihr zu Häupten sitzt Minerva's gluthängige Begleiterin, die Eule, und unter dem Tische, weich im Korbe gebettet, das zierliche Käzchen, welches seine Bedeutung im Herzeinnmaleins wohl nur seiner Vorliebe zu nächtlichen Ausflügen verdankt. Den Gegensatz zu dem hinfalligen Alter und der kräftigen Jugend, sowie zu dem Vertrauen und der List, welche letztere die Dummheit stets für irgendeinen Zweck der Habgucht zu gewinnen weiß, hat der Maler so trefflich geschildert, daß er uns jeder Erklärung durch Worte überhebt. Solange der Mensch von natürlichen Ursachen übernatürliche Wirkungen erwartet, wird es den Malern ebensowenig an Wahrsagerzügen, wie den Wahrsagern an Kunden fehlen. Die Dirne auf unserm Bilde hat voraussichtlich eine lange Zukunft vor sich, wer will es ihr, bei ihrem engbegrenzten Horizont, verargen, wenn sie gar zu gerne etwas von der ihr bevorstehenden Zukunft erfahren möchte? Die Alte, darauf können wir uns verlassen, versteht ihr Geschäft, und sie wird nichts verrathen, was der Jungen die Lust benehmen könnte, ein zweites mal wiederzukommen; denn gratis wird ja die Zukunft nicht enthüllt, umsonst ist nur der Tod — und selbst dieser muß mit dem Leben bezahlt werden.

Dr. M. T.

Eine Göttereinquartierung. Im Jahre 1874 haben die Chinesen das mahomedanische Reich Yü-nan, das schon früher ihnen gehörte, wieder unterworfen und den Beherrscher dieses Landes, Sultan Soliman, vor dem Thore seiner Hauptstadt Larisa (chinesisch Takifun) enthaupten lassen. Seit damals suchen die Chinesen die Mahomedaner Yü-nans dem Islam abtrünnig zu machen und sie zum Heidenthum zurückzuführen. Berichten zufolge, die dem indisch-arabischen Blatte „Alchabar“ aus Larisa selbst zugekommen sind, hat die chinesische Regierung auf ihre Kosten bei fünftausend Stück Götter der verschiedensten Art aufertigen und sie in den Häusern dieser Stadt vertheilen lassen, wo sie jetzt in den Höfen oder vor dem Thore stehen. Täglich muß dann der Hauseigentümer dem so bei ihm einquartierten Gott Weihrauch opfern und ihn auch von Zeit zu Zeit vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden. Mit der Bewachung dieser Götter ist die Polizei der Stadt betraut, die dabei von mehreren Bonzen (chinesische Priester) unterstügt wird. Schwört dagegen ein Mahomedaner wirklich seinen Glauben ab, so wird sein Haus für hundert Jahre steuerfrei und er erhält nebstbei auch eine Dekoration von der Regierung, z. B. eine Pfauenfeder, einen Knopf u. s. w. — eine Auszeichnung, die nicht lächerlicher ist, als manche andere in europäischen Ländern.

Dr. M. T.

Die Bedeutung der Oliven in Italien. Die Olive nimmt unter den Bodenerzeugnissen Italiens einen ersten Rang ein. Man schätzt das Ergebnis an Del während eines Zeitraums von zehn Jahren durchschnittlich auf circa 1 1/2 millionen Hektoliter und das Erträgnis des Verkaufs auf circa 200 millionen Francs. Die Provinzen Neapel und Sizilien liefern allein nahezu zwei Drittel des gesammten Ertrags.

Dr. M. B.

Gegen die Eisenbahnen. Als sich im Anfang der vierziger Jahre der hessische Landtag in Kassel mit der Frage der Erbauung von Eisenbahnen beschäftigte, sprachen von den Abgeordneten besonders die Herren v. Dohs und Vär gegen die betreffenden Projekte. Hierauf war bei einem gewöhnlichen Konditor eine Eisenbahn en miniature als Badwerk zu sehen. Ein großer Dohs stützte sich gegen die Lokomotive und ein Vär griff hemmend in die Räder derselben. Spatzvögel wollten darauf das Verslein gelesen haben: „Der Eisenbahnen Lauf — hält weder Vär noch Dohs auf.“

Dr. M. B.

Briefe und Briefträger im alten Aegypten. Die schreibseligen Aegyptier schrieben viele Briefe, von denen eine große Anzahl bis auf uns gekommen ist, und besaßen sogar das Institut der Briefträger und ein eignes Wort in ihrer Sprache: „fai schai“ für dieselben.

Dr. M. B.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Ueber Fremdwörter im Deutschen, von M. Wittich (Fortsetzung). — Das neue Recht im neuen Reich, von P. D. (1). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. M. Bogler (Fortsetzung). — Das Zubikulum der Lokomotive. — Der nordische Biesfraß (mit Illustration). — Die Kartenschlägerin (mit Illustration). — Eine Göttereinquartierung. — Die Bedeutung der Oliven in Italien. — Gegen die Eisenbahnen. — Briefe und Briefträger im alten Aegypten.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
 Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.